1

Geheimnisse.

Novellen

von

Karl Frenzel.

Erster Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther. | New-York, L. W. Schmidt.

1871.

Der Schmuck des Inka.

Erstes Kapitel.

An diesem fünfundzwanzigsten Mai war der Bräutigam angekommen. Nicht gerade ersehnt und erwünscht, aber, wie der Graf sagte, würde so doch endlich diese unbehagliche, nur allzu lange schon währende Spannung zu einem leidlichen Ende kommen. Unter allen seinen Gutsnachbarn war es ein öffentliches Geheimniß, daß der Graf Waldhelm seine älteste dreiundzwanzigjährige Tochter Melanie mit dem reichen Kaufherrn Albert Römer nicht aus seiner oder des Mädchens Neigung, sondern unter dem Zwange schlimmer und trauriger Verhältnisse verheirathen wollte. Welche tragischen Auftritte, ehe es zu diesem Verlöbniß gekommen, zwischen Vater und Tochter stattgefunden hatten, darüber wußten die näheren Freunde und noch

mehr die Dienerschaft des Hauses erstaunliche, freilich auch sehr unglaubwürdige Dinge zu erzählen. Denn was offen der Welt vorlag, war doch nur dies, daß der junge Kaufherr und die stolze Gräfin seit einem halben Jahre verlobt waren, öfters Briefe mit einander wechselten und sich, dem äußeren Schein nach, mit gutem Anstande in ihr Schicksal gefunden hatten. Dies wenigstens der Gräfin zu versüßen, wurde von ihren Verwandten versichert, daß der Kaufherr und Fabrikbesitzer, bei einer bevorstehenden Festlichkeit in der fürstlichen Familie des Landes, wegen seiner Verdienste um die vaterländische Industrie in den Adelsstand erhoben werden sollte.

Das ganze Haus des Grafen Waldhelm, Freunde und Verwandte, die sich zur Feier der Hochzeit eingefunden, und noch mehr die Diener, von dem alten Haushofmeister, der schon unter dem Vater des Grafen sein Amt verwaltet, bis zu den Küchenmägden hinab, hatten der Ankunft des Bräutigams voll Erwartung und Unruhe entgegengesehen. Um so erstaunter waren sie, als nichts in der Persönlichkeit und in dem Auftreten des Kaufherrn zu irgend welchen Bemerkungen der Gunst oder Ungunst Anlaß gab.

Herr Albert Römer war weder schön noch häßlich, weder groß noch klein, man konnte nicht einmal

sagen, ob sein Haar braun oder blond wäre. Er mochte etwa dreißig Jahre zählen, hatte ein offenes Gesicht mit klugen grauen Augen und einem fein geschnittenem Munde. Wenn nicht sein Name, so war doch seine Freigebigkeit fürstlich. Dem Kutscher und dem Diener, die ihn von der nahegelegenen Eisenbahnstation nach dem Schlosse geführt, hatte er mit je einem blanken Goldstück die kleine Mühewaltung gelohnt. Bescheiden und doch voll ruhigen Selbstbewußtseins, hatte er die entgegenkommende, fast ängstliche Höflichkeit seines zukünftigen Schwiegervaters erwidert; seiner Braut gegenüber bewahrte er eine gemessene, ritterliche Zurückhaltung, die sich in den Augen ihrer nächsten Freundinnen durch das Geschenk eines kostbaren Brillantschmuckes in die liebenswürdigste und überzeugendste Beredtsamkeit verwandelte. Auch darin konnte man einen Beweis für das Zartgefühl des Bräutigams finden, daß die zwei Trauzeugen, die er sich, elternlos wie er war, aus seinen Bekannten in der Hauptstadt gewählt hatte, altadelige Namen trugen; von seiner Seite schien Alles angewandt und versucht zu werden, um der jungen Gräfin den ersten schweren Schritt aus ihrem bisherigen Leben in ein anderes zu versüßen. Als von einem Vetter der Familie, dem jungen Ulanenlieutenant Hans von Hochberg, in etwas

herausfordernder Weise beim Abendtisch auf die baldige Standeserhöhung Herrn Albert Römer's angespielt wurde, hatte dieser entgegnet: er würde sie noch lebhafter und eifriger wünschen, wenn er dadurch diesem edlen Kreise näher zu treten hoffen dürfte, etwas, was er jedoch nicht glaube, da er ja in diesem Hause auch das bürgerliche Verdienst so hoch geschätzt sähe — und er hatte dabei mit einer vielsagenden und anmuthigen Handbewegung auf die Bilder an den Wänden und die reiche Bibliothek des Grafen hingedeutet. Graf Waldhelm war als Sammler in der ganzen Provinz bekannt, Manche behaupteten sogar, daß seine zerrütteten Vermögensverhältnisse sich von diesen kostbaren Liebhabereien herschrieben; von diesem Gesichtspunkt aus erhielt Albert's Aeußerung noch den Duft feinster Ironie. Die Unterhaltung während des Abendmahles, die zuerst nur wie ein dünnes Bächlein dahingeflossen, gewann allmählig an Kraft und Stärke, sogar an Frische und Munterkeit. Vor Allem war Hans von Hochberg in ausgezeichneter Laune. Er wußte die drolligsten Geschichten zu erzählen, durch scherzhafte und gefällige Trinksprüche die Heiterkeit immer wieder zu erwecken, und dem Ruf eines vortrefflichen Gesellschafters und Kavaliers, den er schon lange genoß, aufs neue Ehre zu machen.

„Das ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann," sagte halblaut der Bräutigam zu seiner Braut; „er hat ein so offenes Wesen, das im Augenblick für ihn einnimmt. Man denkt an die tapferen nud lustigen Helden Ariosto's."

„Ich wünsche ihm Glück zu dem guten Eindruck, den er auf Sie gemacht," entgegnete frostig Melanie.

„Habe ich da eine nnangenehme Saite berührt?" dachte Albert. „Hat sie etwas gegen ihren Vetter?"

Bei seiner aufmerkenden und grüblerischen Natur nahmen unwillkürlich seine Gedanken eine Weile dieselbe Richtung und beschäftigten sich ausschließlich mit diesen beiden Personen, mit der Braut, die ihm zur Rechten mit gesenkten Blicken und strenggeschlossen Lippen, und dem jungen Offizier, der mit lachendem Munde und blitzenden Augen ihm schräg gegenüber saß. Als er sie einige Minuten beobachtet hatte, schien es ihm nicht mehr zweifelhaft zu sein, daß die beiden Verwandten in keiner Harmonie zu einander ständen, und daß, wenn auch nicht ein ausgesprochener Haß, so doch eine stille Abneigung zwischen ihnen herrsche, die den jungen Mann antriebe, seine schöne Base fortwährend zu necken und zu reizen, und die sie zwänge, seinen Spott mit scharfer Nichtachtung und zuweilen mit einem drohenden Blick zu vergelten.

Albert Römer war kein Mann für Frauengespräche, und so machte es sich denn nach aufgehobener Tafel beinahe, wie man so sagt, von selbst, daß er mit dem Grafen und einigen älteren Herren in eine lebhafte Unterhaltung über die Kohlenbergwerke dieser Landschaft und über den Handel gerieth, der nach den Nachbarländern betrieben wurde. Kam man auf diesen Gegenstand zu sprechen, so pflegte der Steuerrath aus dem nahen Grenzstädtchen auch sein Klagelied über den zunehmenden Schmuggelhandel und über die Verwilderung der Bevölkerung rings umher anzustimmen. Es seien ebenso verwegene wie durchtriebene Burschen, zu allen schlimmen Thaten aufgelegt. Wenn man dem erfahrenen Beamten glauben wollte, so wurde der ganze Schmuggelhandel seit einiger Zeit beinahe systematisch in großartig angelegter Weise betrieben. An der Spitze des Ganzen stände nach seiner Meinung im Geheimen ein reicher jüdischer Händler, den er nur den langen Samuel nannte; das sei ein gefährlicher verschlagener Mann, auf den die Behörde längst ein scharfes Auge gerichtet habe, ohne ihm jedoch bisher das Geringste anhaben zu können. „Das ist sehr einfach, lieber Rath,“ meinte der Graf mit starker Betonung. „Samuelsohn ist ein unschuldiger Mann. Ich will meine Hand nicht dafür ins Feuer legen,

daß er niemals eingeschmuggelte Waaren gekauft oder auf sein Risiko ein Päckchen Seidenstoffe ohne Verzollung hinüber hätte tragen lassen; welcher von unseren Kaufleuten in der Umgegend befände sich nicht in derselben Schuld! Ich behaupte nur, daß er nicht an der Spitze eines solchen wagehalsigen und verbrecherischen Unternehmens steht; Samuelsohn ist Alles in Allem ein ehrlicher Mann, so viel böse Gerüchte über ihn auch von Mund zu Mund gehen."

Da das Kaufhaus des Herrn Albert Römer die mannigfaltigsten Beziehungen und Verbindungen mit dem großen Nachbarreiche hatte, so nahmen diese Bemerkungen und Geschichten bald ausschließlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und er am wenigsten von Allen hörte, daß Melanie, an ihrem Vetter vorübergehend, diesem einige Worte zuflüsterte, welche er mit einer Verbeugung beantwortete. Die Damen waren im Grunde nicht ungehalten, daß die Männer mit wenigen Ausnahmen sich von ihnen nach der anderen Seite des Saales zurückgezogen hatten. Es gab für den Polterabend am nächsten und für das Hochzeitsfest am dritten Tage noch so viele Toilettengeheimnisse und Ueberraschungen zu besprechen, daß die Einmischung der Männer als Störung von ihnen empfunden worden wäre. Nur für den Ulanenoffizier und den alten

Herrn von Blacha, der als Freund und Zeuge des Bräutigams gekommen, übrigens aber seit Jahren schon ein gern gesehener Gast auf dem Schlosse war, hatten die Damen eine Ausnahme gemacht. Theilnahmlos, die Rechte auf einen kleinen Marmortisch gestützt, stand Melanie; der alte Herr von Blacha warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu, aber sie schien ihn eben so wenig zu bemerken, als die Ausrufe des Erstaunens und Entzückens, wohl auch des Neides zu vernehmen, die ihren Freundinnen bei der Erwähnung des prächtigen Brautgeschenkes immer wieder entschlüpften. Gewaltsam raffte sie sich endlich aus ihrem starren Hinbrüten auf und ging nach ihrem Zimmer, den Schmuck zu holen, nach dessen Anblick die Freundinnen so sehr verlangten. Auch galt es, die große Frage zu entscheiden, ob eine zu dem Schmuck gehörige Schnur weißer Perlen am Hochzeitstage als Zierde des Haares oder Nackens verwandt werden sollte. Die Mehrheit der Damen entschied sich für letzteres, da ja in den Haaren schon der blühende Myrtenkranz und ein lang herabwallender Spitzenschleier angebracht werden mußten. Inzwischen war Melanie zurückgekehrt und breitete vor den erstaunten Blicken der Umstehenden das glänzende Geschmeide auf dem Tisch aus. „Welch entzückendes Feuer!" riefen Alle. „Welch wunderbarer

Glanz scheint dem Mittelstein dieser Arabeske zu entströmen! wahrlich es ist ein Kohinoor im Kleinen," sagte Fräulein von Arnfeld, die sich auf ihre Gelehrsamkeit nicht wenig einbildete, indem sie auf die kostbare Brustnadel zeigte.

„Aber auch die Fassung ist sehr merkwürdig," bemerkte Herr von Blacha, „es ist keine moderne Arbeit; achten Sie nur auf das feine Gitterwerk des Metalles, dem die Diamanten eingefügt sind, meine Damen. Sollte man nicht meinen, es sei aus der Werkstatt eines Benvenuto Cellini hervorgegangen? Albert!" rief er nach dem anderen Ende des Saales hinüber, „kommen Sie einmal hierher und erzählen Sie uns, wie Sie in den Besitz dieses Meisterwerks gelangt sind."

Der junge Kaufherr hatte die ganze Länge des Saales zu durchschreiten, um zu dem kleinen Nebengemach zu gelangen, in dem sich die Damen befanden. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. In der Aufforderung Blacha's, so einfach sie klang, schien für die einmal erweckte Neugierde ein Zauber des Geheimnisses zu liegen, das um so mächtiger wirkte, je glänzender der Gegenstand war, an den es sich knüpfte. Langsam, den Kopf ein wenig gesenkt, wie es seine Gewohnheit war, näherte sich Albert; ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen. Er sah den alten

Herrn von Blacha mit einem fast vorwurfsvollen Blicke an, als ob er sagen wollte: warum haben Sie mir das gethan? Einmal aber im Kreise der Damen, von ihren Bitten und Fragen bestürmt, gewann er seine Ruhe und Sicherheit bald wieder; noch einmal ließ er sein Auge über das kalte und stolze Antlitz seiner Braut hingleiten, die allein von allen wortlos und gleichgültig am Tische stand, als kümmere sie dieser Schmuck, seine Geschichte und derjenige, der sich anschickte, sie zu erzählen, so wenig als ein Abenteuer auf einem anderen Stern; dann sagte er in jener bescheidenen und doch festen Weise, die sein ganzes Auftreten in dieser adelsstolzen Gesellschaft bisher wie mit einem demantnen Schilde gegen jeden Angriff geschützt und ihm zugleich eine gewisse Anziehungskraft verliehen: „Erstaunen Sie nicht, meine verehrten Damen, wenn Ihnen meine Geschichte wie ein Märchen erscheint. Sie glauben es mir gern, ich trage keine Schuld daran, ich bin nichts weniger als ein Poet. Das Land, aus dem der Schmuck stammt, bereitet Sie schon auf die Romantik vor. Ich kaufte ihn in Preziosa's Vaterland, in Madrid . . ."

„In Madrid!" riefen einige der Damen.

„Doch nicht aus der Hand und mit der Prophe-

zeihung einer neuen Preziosa?" fragte ein wenig spöttisch das munterste der Mädchen.

„Nein, mein Fräulein, ich kam auf eine sehr prosaische Weise zu diesem Schmuck. Hören Sie nur. Es sind jetzt zwei Jahre her, daß mich kaufmännische Geschäfte nach Spanien führten. Bei einem längeren Aufenthalt in Madrid erzählte mir ein Freund von dem Nachlaß einer kinderlos gestorbenen Herzogin, der, reich an Seltsamkeiten und Kunstwerken aller Art, öffentlich verkauft werden sollte. Einer der Vorfahren der Herzogin hatte zu den Eroberern Peru's gehört, und wie es hieß, hätten sich Kostbarkeiten aus dem Schatze der Inka's von Geschlecht zu Geschlecht in diesem Hause fortgeerbt, um jetzt endlich unter den Hammer zu kommen. Trauriges Ende so großer Herrlichkeit! Ohne von dem Schmuck zu wissen, auch nicht nach dem Golde Peru's lüstern, sondern nur eines kleinen Gemäldes von Murillo, eines seiner Betteljungen wegen, begab ich mich am festgesetzten Tage in die weiten Räume des verödeten herzoglichen Palastes. Es gelang mir nicht, das Bild zu erwerben, und ich wollte mich eben entfernen, als ich diesen Schmuck in einem verschlossenen großen Glaskasten bemerkte. Ich bewunderte zwar auch den Glanz und die Klarheit der Brillanten, aber diese hätten mich nie verlockt, ihn zu erstehen, wenn

nicht ein alter Diener des Hauses, der mein Erstaunen gewahrte, mit weinerlicher Stimme mir zugerufen: „Ja, ja, Señor, bewundern Sie ihn nur auch, diesen Schmuck! Bei der heiligen Jungfrau von Atocha! er ist es werth. Dieses Geschmeide hat der große König von Peru, Atahualpa, um den Hals getragen, jene Spange um den rechten Arm, als ihn Don Alvaro Benavides gefangen nahm! Es gab keinen tapfereren Mann im Königreich, als Don Alvaro, es gibt in ganz Spanien keinen Schmuck wie diesen!"

„Der Schmuck Atahualpa's!" ging es von Mund zu Munde unter den Versammelten, und mit doppelter Neugierde wurden die Edelsteine betrachtet.

„Ein Blick auf die Arbeit genügt," fuhr Albert fort, „um selbst einen Laien in der Goldschmiedekunst davon zu überzeugen, daß er es hier nicht mit der Arbeit eines indianischen, wenn auch noch so geschickten, sondern mit der eines italienischen Künstlers aus Mailand oder Florenz zu thun hat. Offenbar hat der spanische Ritter, der dem unglücklichen Inka das Geschmeide entriß, bei seiner Heimkehr nach Europa die Steine zu neuer Fassung einem berühmten Goldschmied übergeben; im Hause der Benavides aber erbte sich die Sage in poetischer Weise fort. „Wenn ihr

aber so viel Werth auf den Schmuck legt," fragte ich den Diener, „warum ihn verkaufen? Wer beerbt denn die Herzogin?" — „Ihre einzige Nichte Donna Sol, eine Waise, antwortete er. — „Nun?" entgegnete ich, „Donna Sol ist doch wohl eine schöne Dame; dieser Schmuck würde sie gut kleiden." — „Was bedarf sie des Schmuckes, Señor? Sie will in das Kloster der Karmeliterinnen treten."

„In ein Kloster!" rief mit einem Ton des Erschreckens Melanie aus. „In ein Kloster!" Sie legte die Hände auf die Stirne. Es waren die ersten Worte, mit denen sie die Erzählung ihres Verlobten unterbrach.

„Nicht wahr? Ein seltsames Zusammentreffen! Der Schmuck Atahualpa's im Besitz einer Nonne! Weiterforschend erfuhr ich, daß Donna Sol aus unglücklicher Liebe der Welt für immer entsagen wolle, daß sie jenen Schmuck einmal bei einem großen Feste auf den Wunsch ihrer Tante getragen habe — bei einem Fest, auf dem sie ihren Geliebten an eine andere Dame verlor. Wie viel von diesen Geschichten wahr ist, weiß ich nicht; Alles vereinigt wob gleichsam einen phantastischen Schleier um diese Edelsteine, durch den sie noch märchenhafter und glänzender hindurchschimmerten. Ich setzte einen Trotz darein, den Schmuck zu

kaufen, und erhielt ihn nach einem harten Wettkampf mit einem Engländer."

„Und Donna Sol?" fragte eines der Mädchen. „Haben Sie nie nach ihrem Schicksal geforscht?"

„Wenn ich Ihnen auch „nein" sagte, Sie glaubten es mir nicht, gnädiges Fräulein! Darum will ich nur aufrichtig bekennen, daß ich das lebhafte Verlangen trug, die letzte Besitzerin des Schmuckes von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Hier machte Melanie eine Bewegung des Erstaunens, als ob sie ihren Verlobten in einer Empfindung überrascht hätte, deren sie ihn nicht für fähig gehalten.

Albert bemerkte die Verwunderung seiner Braut nicht und fuhr fort: „Aber eine Novize der Karmeliterinnen zu sehen, ist keine leichte Sache. Ich mußte mich bis zu dem Tage ihrer feierlichen Einsegnung gedulden. Dieselbe fand unter einem großen Zusammenlauf der Menschen statt. Einen Tag lang sprach man in Madrid von keiner andern öffentlichen Angelegenheit. Die Herzogin hatte die Absicht ihrer Nichte, den Nonnenschleier zu nehmen, in jeder Weise durchkreuzt und gehindert; daß sie Donna Sol zur Universalerbin ihres Vermögens eingesetzt, war ein letzter Versuch gewesen, die Himmelsbraut vor dem Ablauf des Novizen-

jahres mit dem Glanz irdischer Herrlichkeiten zu blenden, und dem himmlischen Bräutigam zu entführen. Glorreich hatte Donna Sol der Versuchung widerstanden und den Fürsten dieser Welt besiegt. Welch' ein Text für den würdigen Bruder Franziskaner, der vor der Einsegnung der Novize eine begeisterte und rührende Predigt hielt! Ich hatte mir einen guten Platz in der Klosterkirche verschafft und konnte mit Muße das junge Mädchen betrachten, das mit einer erhabenen Ruhe der Welt entsagte. Donna Sol war eine spanische Schönheit, mit dunklen, leidenschaftlich schmachtenden Augen, schwarzen Haaren und einem feingezeichneten Munde. Ihr Ausdruck, als sie die Formeln, die sie auf immer von dem Leben und der Freiheit schieden, leise nachsprach, hatte jenes Visionäre und Weltentrückte, das Murillo zuweilen seinen Heiligen gegeben. So steht sie vor mir, ein Wesen, das nicht mehr dieser Erde und doch noch nicht ganz dem Himmel angehört, halb ein Engel, halb der Schatten eines Mädchens. Bis heute," schloß er seine Erzählung, „hat dann der Schmuck unberührt und fast unbetrachtet in seinem Kästchen gelegen; ich erschien mir stets nur als sein Bewahrer, nicht als sein Besitzer. Ich denke, erst jetzt ist er aus Donna Sol's Erbe wieder in die rechten Hände übergegangen — in die schönsten und besten,

die ich kenne." Und indem er sich bei diesen Worten mit einem leichten Lächeln gegen Melanie verneigte, die erröthend einen Schritt zurückwich, mußten auch die, welche ihm in diesem Kreise nicht wohlwollten, seine tadellose und gefällig einnehmende Haltung anerkennen. Schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit hatten Alle zugehört und als Römer so geredet, der Schmuck wieder in das rothe Sammtfutteral gelegt worden war, ging er noch einmal von Hand zu Hand, wobei der Steuerrath, als er ihn prüfend betrachtete, nicht unterlassen konnte, mit halblauter Stimme seinen Werth auf mehr als zwanzigtausend Thaler zu schätzen. Melanie hatte seine Worte vernommen und schrak leise zusammen; eine tödtliche Blässe überzog ihre Züge, die alsbald einer dunkeln Röthe wich. Indessen hatte sie das Etui aus den Händen des Steuerrathes zurückempfangen, gerade als der Graf, nach Lichtern klingelnd, das Zeichen zum Aufbruch für die Nacht gab. Die Diener erschienen an der Thürschwelle und die Gäste zogen sich einzeln zurück. Römer reichte seiner Braut den Arm und geleitete sie bis zum Ausgange, wo er artig aber flüchtig ihre Hand küßte, ihr angenehme Ruhe wünschte und sie dann der Begleitung des ihr voranleuchtenden Dieners überließ.

Zweites Kapitel.

Herr von Blacha war Albert auf sein Zimmer gefolgt. Er hatte den jungen Mann vor längerer Zeit in der Hauptstadt kennen gelernt und ein Gefallen an ihm gefunden, das sich allmählig bis zur wohlwollenden Freundschaft steigerte. Ueber Alberts Verlobung hatte er bedenklich das Haupt geschüttelt, es aber doch nicht seiner Stellung zu ihm für angemessen gehalten, die geheime Mißbilligung seines Herzens zu lauten Worten werden zu lassen. Am heutigen Abend aber war es ihm gewesen, als hätte Albert in seinen Blicken den Wunsch ausgedrückt, sich ihm zu nähern und sich vertraulich vor dem entscheidenden Schritt seines Lebens mit ihm auszusprechen. Wahrscheinlich war dies eine Täuschung Blacha's, die

aus seiner eigenen Neigung entsprang, den innern Zusammenhang des Verhältnisses zwischen Albert und Melanie zu erfahren, das ihn mehr als seltsam dünkte.

„Wollen Sie eine Cigarre?“ fragte Albert, als der Diener die Lichter auf dem Tische angezündet und sich, da Albert seine ferneren Dienste ablehnte, schweigend wieder aus dem Zimmer entfernt hatte.

„Sie wissen, lieber Albert, ich gehöre noch zum alten Geschlecht“, entgegnete Herr von Blacha, „und bin kein Freund des Rauchens. Aber lassen Sie sich durch mich nicht stören. Ihr jungen Herren könnt ja nicht mehr gemüthlich plaudern, wenn Ihr Euch nicht vorher, wie die olympischen Götter, in Rauchwolken eingehüllt habt.“

„Danke für die Erlaubniß.“

Und Albert zündete sich eine Cigarre an, lehnte sich in den Armstuhl zurück, that einige Züge und fuhr mit halbgeschlossenen Augen fort: „Sie sprachen von Plaudern, Herr von Blacha, worüber wollen wir plaudern?“

„Seltsame Frage für einen Verlobten drei Tage vor der Hochzeit! Zu meiner Zeit pflegte man in solcher Lage von nichts anderm, als von seiner Braut und seinem zukünftigen Glücke zu reden.“

„In Ihrer Zeit, Herr von Blacha! Das will ich

meinen! Wenn da Ihre Gedanken die Runde um Ihr Rittergut gemacht, so konnten Sie sich eben behaglich niederlegen, Sie hatten nichts mehr zu sorgen, festgebannt, wie Sie es waren, auf einen kleinen Erdenfleck. Meine Gedanken aber haben heute schon zweimal die Reise nach Japan gemacht, und ich sollte Ihnen eigentlich zürnen, denn Sie haben mich vor einer Viertelstunde noch ganz unnöthiger Weise nach Spanien geschickt."

„Aha! des Schmuckes wegen . . ."

„Nun sind meine Erinnerungen", sagte Albert mit einem träumerischen Ausdruck, der ihm sonst nicht eigen war, „noch immer unter dem Himmel von Madrid. Aufrichtig, es war mir nicht angenehm, daß ich die Geschichte jenes Geschmeides erzählen mußte."

„Warum? Sie enthielt doch nichts, was die Zuhörer, oder besser gesagt, die vornehmste Zuhörerin, Ihre Braut nämlich, hätte irgendwie verletzen, ja nur aufregen können; und auf der andern Seite, wie vermöchte diese wunderliche Geschichte den klaren Verstand meines Freundes zu trüben oder sein Gemüth zu beschweren!"

„Das ist es auch nicht, mein lieber Herr von Blacha, nichts Einzelnes, nichts Besonderes! Mich quält es nur, daß man von diesem Schmuck so viel Auf-

hebens macht, ein Aufsehen, das durch meine Geschichte natürlich noch vermehrt werden wird. Und was meine Braut betrifft — sie scheint keine Freundin von Steinen zu sein."

Er sagte dies mit einem so gleichmüthigen Ton, als ob er von der Güte seiner Cigarre oder der schwülen Luft im Zimmer gesprochen hätte.

Herr von Blacha hustete einige Male, was für diejenigen, die ihn näher kannten, immer ein Zeichen war, daß er sich zu einer besonders wichtigen und ernsthaften Rede rüstete.

„Die Gräfin Melanie ist eine junge schöne Dame, die — ich deute es ihr nicht übel — den Putz liebt, und wenn sie auch den Werth der Steine nicht achten mag, so doch ihren Glanz und ihre Schönheit sehr wohl zu schätzen weiß."

„Freut mich! Aus der Gleichgültigkeit, mit der sie den Schmuck betrachtete, glaubte ich annehmen zu müssen, daß ich mich bei der Wahl des Geschenkes arg vergriffen hätte. Solchen Mißgriff pflegen die Frauen, wie ich mir habe sagen lassen, ihren Männern nicht leicht zu vergeben, wie viel weniger eine Braut dem Bräutigam! Die Verschiedenheit des Geschmackes am Hochzeitstage scheint — ist dies nun Wahrheit oder eine thörichte Einbildung von mir? — eine Verschieden-

heit der Anschauung für das ganze Leben verhängniß-
voll zu weissagen.“

„Da wären wir ja bei Schiller's Spruch ange-
kommen: D'rum prüfe, wer sich ewig bindet“ — sagte
Herr von Blacha mit Bedeutung und rieb sich die
Hände. Jetzt habe ich ihm doch deutlich genug gemacht,
dachte er, welch' Geständniß ich von ihm erwarte!
Aber Albert war nicht Willens, so leicht in das Netz
zu gehen; er blies die Wolken seiner Cigarre vor sich
hin, stand auf, öffnete das Fenster, sah einen Augen-
blick in den mondlichterhellten Garten hinaus und
kehrte dann wieder zu seinem Sitz zurück; Herr von
Blacha hatte sich in seiner Sophaecke nicht gerührt.

„Eine schöne Besitzung, die des Grafen Waldhelm“,
fing Albert wieder an, „aber verschuldet, und wie ich
fürchte, unrettbar verschuldet! Sie sind ja aus der
Nachbarschaft, Herr von Blacha, was ist Ihre Meinung
darüber?“

„Fragt der Kaufmann oder der Schwiegersohn?“

„Ein Mann fragt, der es mit dem Grafen Wald-
helm und noch mehr mit seiner Familie wohl meint.“

„Für die älteste Tochter“, entgegnete Blacha, „ist
durch die Heirath mit Ihnen, mein werther Herr Rö-
mer, ausreichend gesorgt; nun sind noch zwei jüngere
Söhne vorhanden, die sich in der Hauptstadt der Pro-

vinz zum Officiersexamen vorbereiten. Sie werden wohl morgen auf dem Schlosse eintreffen. Für die jüngste Tochter endlich wird sich irgend eine Stelle in einem Stifte oder, des alten Adels der Familie wegen, eine Bedienstung in dem Hofstaate einer Prinzessin finden. Das Gut wird nach dem Tode des Grafen verkauft werden und wahrscheinlich einen Ueberschuß über die Schulden abwerfen. Insofern werden die Waldhelms immer noch leidlich und mit Anstand durch das Leben kommen. Der Glanz des Hauses ist freilich auf immer dahin. Was wir sehen, ist eben nur das letzte Aufflammen der Lampe, ehe sie auslöscht."

„Durchaus meine Meinung, ich werde mein Geld nicht in dies verzweifelte Unternehmen stecken. Mag fallen, was nicht mehr aufrecht stehen kann."

Ein Schatten ging über das Gesicht des Herrn von Blacha. Ihm klang die Aeußerung des Kaufmanns so hart, daß er sie mit seiner bisherigen Kenntniß von dem Charakter desselben nicht wohl vereinigen konnte. Er hatte freilich noch nie in Geldgeschäften mit ihm zu thun gehabt. Und dieser Mann, der mit so herzloser Gleichgültigkeit über den Untergang einer alten und berühmten Familie sprach, wollte in drei Tagen die schöne und stolze Tochter desselben Hauses heimführen! Hier war ein Räthsel, das Blacha

in der Einfachheit seines Gemüthes nicht zu lösen wußte.

„Haben Sie schon über den freien Willen des Menschen nachgedacht, mein lieber alter Freund?“ fing plötzlich Albert eine neue Gedankenreihe an, gleichsam als ob er gefühlt, daß seine letzten Worte Blacha's gute Meinung von ihm erschüttert hätten.

„Ueber den freien Willen?“ fragte Blacha gedehnt und mußte wohl ein wunderlich erstauntes Gesicht machen, so daß Albert lachend ihm die Rechte entgegenstreckte und sagte: „Am Ende übt doch das bevorstehende Fest seinen Einfluß auf mich aus, und ich gerathe aus einer Tollheit in die andere. Seifenblasen, nichts als Seifenblasen! Aber die Frage über den freien Willen des Menschen steht in inniger Beziehung zu dem Schritt, den ich übermorgen thun werde.“

„Endlich!“ dachte Blacha und rief: „Muth, mein junger Freund, Muth! Oeffnen Sie Ihr verschlossenes Herz einem alten Manne, der Sie sehr liebgewonnen hat und nichts sehnlicher als Ihr Glück wünscht.“

Albert drückte ihm die Hand. „Ich habe längst in Ihren Mienen gelesen, daß Ihnen meine Verlobung mit der Gräfin Melanie niemals gefallen hat und das Merkwürdigste ist, daß ich zu Zeiten gerade so über dieses Verlöbniß gedacht habe, wie der Herr von Blacha.“

„Nun? Und?“ fragte der Alte.

„Aber es ist noch viel eigenthümlicher, daß Sie selbst vermuthlich nicht anders gehandelt hätten, als ich, wenn Sie sich in meiner Lage befunden. Im vergangenen Sommer lebte der Graf Waldhelm mit seiner Tochter längere Zeit in dem Badeorte, in dem auch ich mich aufhielt. Ich nicht ausschließlich einer Kur wegen, sondern als ein echter Kaufmann mit dem Plan beschäftigt, ein in der Nähe jenes Bades gelegenes Eisenwerk zu kaufen. Ab und zu auf Spaziergängen begegnete ich dem Grafen. Er war mir nicht ganz unbekannt; ich hatte im Gegentheil einmal mit ihm in einer gemischten Kommission des Landtags, zu der er vom Herrenhause, ich von den Abgeordneten, deputirt war, gesessen. Wir waren damals oft hart an einander gerathen, sahen uns aber jetzt, auch unter wesentlich andern politischen Verhältnissen, auf neutralem Boden wieder und schüttelten uns, halbwegs als gute Bekannte, halbwegs als ehrliche Feinde, die Hand. Es konnte nicht anders sein, als daß ein und ein anderes Mal eine Parthie gemacht wurde, bei der die Gräfin Melanie selbstverständlich die Hauptrolle spielte. Wie soll ich Ihnen meine Empfindungen für dies eigenthümliche Mädchen schildern! Ihre Schönheit, ihr anmuthiger Geist, ihre Lebendigkeit müssen jeden Mann

anziehen; sie verfehlten ihre zauberische Wirkung auch nicht auf mich. Aber zugleich, mein lieber Herr von Blacha, schlägt in mir eine starke Ader von Plebejertrotz. Mein Vater war der Sohn seiner Arbeit, ich bin es auch, und insofern mußte mein Selbstgefühl oft mit dem aristokratischen Stolz und den aristokratischen Neigungen des Fräuleins zusammenstoßen, Eisen auf Eisen. In alle dem lag noch nichts, was das Verhältniß zwischen uns schicksalsvoll hätte verwickeln können. Noch war mir die Rückkehr unverwehrt. Den Dichtern nach geht der Besiegte aus solchem Liebeskampfe immer nur mit einem gebrochenen Herzen. Ich muß wohl von derberem oder schlechterem Holze geschnitzt sein, ich hoffte selbst im schlimmsten Falle mit einer Narbe davonzukommen. Da tauchte plötzlich, ich weiß nicht von welcher Seite es kam, das Gerücht in dem Badeorte auf, ich würde mit Nächstem geadelt werden. War es nun eine Täuschung meines bürgerlichen Argwohnes, war es Wirklichkeit, ich fand, daß der Graf Waldhelm seitdem einen andern Ton gegen mich annahm. Unmerklich, aber doch anders; wir Plebejer, Herr von Blacha, haben dafür ein so feines Gefühl, wie nur je ein Aristokrat von sechszehn Ahnen einem neu geadelten gegenüber. Ich rede zu einem Manne, dem ich vertraue, ganz ohne Rückhalt vertraue,

sonst würde ich über das Folgende schweigen. Zu derselben Zeit nämlich sah ich die Stirn des Grafen öfters mit schweren Wolken bedeckt. Häßliche Wolken, deren Schrift der Kaufmann nur zu bald enträthselt hatte! Haben Sie vorhin gehört, wie der Graf, meiner Meinung nach ziemlich unbedacht, die Ehrlichkeit und Bravheit des jüdischen Kaufmanns Samuelsohn hervorhob? Das ist einer der gefährlichsten Wucherer, in dessen Händen sich damals der Graf befand, und dem er, wie ich fürchte, trotz all' meiner Bitten und Warnungen noch nicht entronnen ist. Ich hege keine moralischen Vorurtheile irgend welcher Art gegen diesen Mann, ich würde ihm nicht einmal laute Vorwürfe seiner Handlungsweise wegen machen. Im kaufmännischen Getriebe geht es nicht immer mit vollkommener Ehrlichkeit und Redlichkeit ab, die Habsucht ist eben stärker als der moralische Grundsatz, und wir lernen eine gewisse Duldung gegen Dinge und Geschäfte, die man von einem andern Standpunkt aus verwerflich finden würde. Alle Welt will verdienen, so auch dieser Samuelsohn, und es ist nur die Schuld des Grafen, wenn er sich so viele Jahre lang von diesem Manne ausbeuten ließ."

„Oder vielmehr ausbeuten lassen mußte", fiel Herr von Blacha ein. „Der Graf ist ein Ehrenmann,

aber an Sparsamkeit, selbst nur an Erwägung und Ueberlegung in Geldsachen nicht gewöhnt. Er hat kostspielige Neigungen, seine Sammlungen haben ein schönes Geld verschlungen. Seinem Namen und seiner Stellung glaubt er es schuldig zu sein, überall als ein großer Herr aufzutreten und niemals den Thaler von einem Groschen zu unterscheiden."

„Das Alles, mein werther Freund, hatte ich mir selbst gesagt, als ich jene häßlichen Wolken auf der Stirn des Grafen erblickte. Ich begreife, wie schwer es einem Edelmann wird, aus der glänzenden und hervorragenden Stellung, die er oder doch noch sein Vater eingenommen hat, allmählig zurückzutreten und in der großen dunklen Masse der Leute zu verschwinden. Und doch ist dieser Rückgang ein nothwendiger. Grund und Boden verlieren immer mehr, ich will durchaus nicht sagen, ihren Werth, aber an Ertragsfähigkeit; was sie einbringen, reicht nicht mehr hin, den gesteigerten Ansprüchen der Besitzer zu genügen. Aber wohin verirre ich mich! Das ist eine nationalökonomische Betrachtung, die auf Sie, den wohlhabenden und mäßigen Herrn von Blacha, so gar nicht zutrifft."

„Desto mehr auf Ihren zukünftigen Schwiegervater", schaltete der alte Herr ein, „und ich ahne nun schon, wie Alles gekommen."

„Sie ersparen mir dadurch eine peinliche Erzählung. Ja, es kam, wie Sie ahnen. Am Rande des Abgrundes, in einer Krisis, die er nicht mehr aufhalten konnte, vertraute sich mir der Graf an. Er glich einem Verzweifelten, oder, wenn ich Ihnen meine damalige Stimmung aufrichtiger bezeichnen soll, er spielte vor mir den Spieler, der Alles verloren, dem Nichts übrig bleibt, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen und seine Familie in Noth, Elend und Schande zurückzulassen."

„Und Sie halfen ihm?"

„Ich will Ihnen Nichts vorlügen, Ihnen im Gegentheil mein Herz so offen darlegen, als es mir jetzt, wo jene entscheidenden Tage doch schon eine geraume Zeit hinter mir liegen, noch möglich ist. Kein Zweifel, daß ich dem Grafen Waldhelm eine gewisse Summe selbst ohne genügende Sicherstellung vorgeschossen hätte. Auch wir Kaufleute sind manchmal in der Lage, übergroßmüthig sein und das Geld aus dem Fenster werfen zu müssen. Wir gelten als Eindringlinge in die vornehme Gesellschaft und müssen uns mit den Waffen dort behaupten, die uns den Eingang verschaffen, mit Geld und wieder Geld! Die Summe aber, die der Graf brauchte, um seinen damaligen Verbindlichkeiten zu genügen und dieses Besitzthum vor der Subhastation

zu schützen, würde ich niemals daran gewagt haben, wenn nicht Melanie seine Tochter gewesen wäre. Das ist ein Bekenntniß, so aufrichtig, wie sie es nur wünschen können. Die Sache aber verwickelt sich dadurch noch mehr, daß entweder der Graf oder das Mädchen, trotz meiner Zurückhaltung, eine sich in tausend Kleinigkeiten verrathende Liebe bei mir entdeckt hatten. Erst später fiel mir auf, daß der Graf in seinen Verhandlungen mit mir beständig auf die unsichere Lage seiner Tochter zurückkam und ihretwegen eine Sorge und eine Aengstlichkeit zeigte, die mir denn doch, wenn ich die Angelegenheit mit gewohnter Kühle und Geschäftsruhe betrachtet hätte, mehr als übertrieben erschienen wäre. Eine Gräfin Waldhelm, schön und jung wie Melanie, braucht für ihr Fortkommen in der Welt nicht zu sorgen; sie würde in jedem Hofstaat eine Stelle gefunden haben. Aber, Herr von Blacha, das sind Nachgedanken, Nachgedanken! Damals hörte ich in Allem, was der Graf sagte, nur den liebenden zärtlichen Vater, sah nur, wie von goldenen Wolken umwallt, in der Ferne die schlanke reizende Gestalt des holden Mädchens. Eine Thorheit, die ich vielleicht hart genug büßen werde!"

Er hatte die letzten Worte mit einem so bittern Ton gesprochen, daß Blacha leise zusammenfuhr und

fragte: „Was haben Sie nur? Der Graf ist doch derselbe geblieben wie früher, und ich meine, das Mädchen auch!"

Albert warf seine Cigarre zum Fenster hinaus, zog die Uhr und meinte: „Es ist Schlafenszeit, mein lieber Herr von Blacha. Ich habe Sie über Gebühr aufgehalten. Es steht uns Allen morgen ein beschwerlicher Tag bevor."

„Haha", lachte der Andere, „auf diese Weise werden Sie mich nicht los. Ich habe nun erfahren, wie Ihr Verlöbniß zu Stande kam. Denn was Sie verschwiegen, läßt sich leicht ergänzen. Man brauchte Ihr Geld, man merkte, daß Sie die Tochter liebten, man setzte sich in dem Drang des Augenblickes über gewisse Standesvorurtheile hinweg, halb zog sie ihn, halb sank er hin" —

Der Alte wollte damit einen gutmüthigen Witz machen und dem Gespräch, das immer ernsthafter zu werden drohte, noch zuletzt eine scherzhafte Färbung geben, aber Albert faßte die Sache tragischer auf und entgegnete: „Und ward nicht mehr gesehen", schließt das Goethe'sche Gedicht. Ich will nicht hoffen, daß dies eine Vorbedeutung für mich ist. Von einer glücklichen Brautzeit, wie sie die Dichter schildern, konnte in unserem Falle nicht die Rede sein, darauf hatte ich

von vornherein verzichtet. Der Stolz Melanie's wäre in so kurzer Zeit nicht zu beugen und mit dem Schicksal zu versöhnen gewesen. Indessen, wenn man liebt, ist man zu Selbsttäuschungen nur zu geneigt. Die Kraft der Liebe, die wir in uns fühlen, betrügt uns mit Hoffnungen, als könne sie, wie einst die Kraft des Glaubens, Berge versetzen. Die Achtung, Anhänglichkeit und Neigung, die ich ihr zu beweisen gedachte, die Ueberzeugung, daß sie gegen meine Persönlichkeit nichts Sonderliches einwenden könnte, ein leises Gefühl der Dankbarkeit, die sie mir schuldete, würden allmählig, so war mein Wahn, ihr kaltes Herz mit mildem Feuer erwärmen. Bis zum heutigen Tage ist dieser erste Sonnenstrahl der Liebe freilich noch nicht auf ihrem Angesicht oder in ihrem Herzen erschienen, und ich werde eine Braut von Eis zum Altar führen. Das klingt lächerlich, aber Sie empfinden die Wahrheit, die darin steckt."

Herr von Blacha rieb sich verlegen die Hände. Er mußte nach seiner Kenntniß von Melanie's Charakter die Meinung Alberts theilen. Seine schlimmsten Voraussetzungen hinsichtlich dieser Verbindung waren durch die Geständnisse des jungen Mannes nicht nur erfüllt, sondern überboten worden. Ihm erschien das Benehmen des Grafen Waldhelm, diese Hingabe seiner

Tochter an einen Mann, den sie nicht liebte, ja, dem sie nach der ganzen Lage der Dinge mit Kälte und Abneigung entgegentreten mußte, im ungünstigsten Licht. Im Geist verglich der alte Herr, der grade, weil er den andern Ständen ihr Recht und ihre Ehre ließ, eine hohe Meinung von adeliger Sitte und Tugend hatte, die Handlungsweise Waldhelm's mit der jener asiatischen Häuptlinge, welche ihre Töchter gegen Waffen, Rosse oder Heerden zu verkaufen pflegen. Gern hätte er seinem zornig aufwallenden Herzen Luft gemacht, aber er begriff, daß er damit nur Albert's Schmerz verbittern und die Spannung des Verhältnisses vermehren würde.

„Mein lieber junger Freund", sagte er darum, „es regnet nicht immer den ganzen Tag, wenn mit Sonnenaufgang einige Tropfen fallen. Bisher war Ihr Verhältniß zu Melanie ein Nebelmorgen, mit dem Beginn Ihrer Ehe können, nein — werden die Nebel niedergehen und die Sonne siegreich am Himmel leuchten. Sie müssen die junge Gräfin nicht zu hart beurtheilen. In andern Anschauungen aufgewachsen, bis zu dem Unglück ihres Vaters von andern, stolzern Hoffnungen erfüllt, empfindet sie in dem Schicksal, das ihr nun geworden, etwas wie einen Sturz von einer großen Höhe in eine unermeßliche Tiefe. Wir Männer

kommen über solche Dinge durch die Arbeit und den Drang des Lebens leichter hinweg, als die Frauen, die sich mehr ihren Träumen überlassen können. Ihre lebhaftere Phantasie malt sich dann immer solchen Schicksalswechsel wie eine Verwandlung des ganzen Daseins aus, selbst die glücklichsten Bräute weinen. Wenn aber Melanie schließlich findet, daß es sich in Ihrem Hause ebenso leben läßt, wie in diesem Schlosse, daß all' ihre Wünsche sich dort noch leichter erfüllen, als hier, so wird mit dem Schwinden ihrer Sorge auch ihre abnehmende Kühle sich mindern und unmerklich in herzliche Freundschaft verwandeln."

„Freundschaft!?" antwortete Albert. „Sie selbst halten das für einen schlechten Trost, aber ich trage die Schuld, ich ganz allein! Warum ist ein Liebender immer auch ein eitler Narr? Wie konnte ich nur jemals einen Augenblick glauben, daß sie mich lieben würde? Ich bin ihr gleichgültig, unaussprechlich gleichgültig! Wenn ich Herr meines Willens wäre, sagte ich noch morgen: nein! und reiste ab."

„Um des Himmels willen!"

„Besorgen Sie Nichts, ich thue es nicht, ich könnte es nicht einmal thun, mein Wille ist gefesselt, wie durch einen geheimen magnetischen Strom. Uebt Melanie diesen Zauber, oder ist es der Trotz in mir, der ein

Weib nicht aufgeben will, das er mit so gewaltigen Opfern, unter so schweren Kämpfen seines Herzens, mit Darangabe seiner besseren Ueberzeugung halb errungen?!"

Herr von Blacha saß da, den Kopf auf seine Hände gestützt und murmelte zwischen den Zähnen: „Eine verteufelte Geschichte; wie leid mir der arme Junge thut!"

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen im Gemach. Im Nachtwinde, der durch das offene Fenster hereinstrich, flackerten die Flammen der Kerzen.

„Geben Sie sich keine Mühe, einen Ausweg aus diesem Irrsal zu finden", fing Albert wieder an, „denn dieses Irrsal liegt ebensowohl in unsern Herzen, als in der Außenwelt. Im Uebrigen, was ist es auch, eine unglückliche Ehe mehr in der Welt, Herr von Blacha, darum fällt kein Blatt mehr von den Bäumen, kein einziges. Vielleicht ist es mein Loos, ein reicher Mann zu werden, nichts weiter. Reich, hart und frei, das ist auch etwas in dieser jämmerlichen Welt. Man wird nicht geliebt, aber man wird gefürchtet und kann Dinge und Menschen unsagbar verachten, unsagbar, mein Freund! Glauben Sie nicht auch, daß nach der Liebe die Weltverachtung das erhabenste Gefühl ist?"

„Sie sind bitter, Albert, und gefallen mir so gar nicht. Sie zwingen sich in eine Stimmung hinein, in der nothwendig dieses trübselige Verhältniß Ihnen noch unheimlicher erscheinen muß. Am Ende — wenn wir Alles noch einmal überlegten, wenn wir einen Ausweg entdeckten — und wäre es selbst eine Trennung, eine Auflösung der Verlobung . . . ich hätte so meine Gedanken.“

„Nein! Ich werde nicht zurücktreten, ich werde es mit ihr wagen.“ Der Ton seiner Stimme litt keine Entgegnung.

„Und was wird das tragische Ende sein?“

„Nicht Desdemona's Tod“, und er schloß das Fenster. „Ist es am dritten Tage nach unserer Hochzeit mir zu schwül im Hause geworden, reise ich mit Ihnen nach Paris. Das ist Alles.“

Und er fing an herzlich zu lachen, schüttelte Blacha die Hände, rief: „Gute Nacht!“ und wußte ihn dabei so geschickt, daß es dem alten Herrn vorkam, als geschähe es ihm wie im Traum, aus der Thüre hinauszuschieben.

Herr von Blacha befand sich in der wunderlichsten Stimmung, nachdem er Alberts Gemach verlassen hatte. Langsamen Schrittes ging er den Corridor des Schlosses entlang, um die am Ende desselben befindliche

Treppe, welche zu seinem Zimmer hinaufführte, zu erreichen. Wie viele Ehen sind unglücklich geworden, obgleich sie aus Neigung und unter den günstigsten Verhältnissen geschlossen wurden! Warum kann hier nicht das Gegentheil eintreten? Hier haben die Stürme vor der Hochzeit getobt, mit der Trauung wird die Windstille und nachher blauer Himmel und goldener Sonnenschein kommen! dachte Herr von Blacha. Dann verdrängten wieder trübere Bilder die heitern, und die Ungleichheit der Charaktere der beiden Verlobten erschien ihm so groß und so feindlich, daß aus ihrem Zusammenstoß nur ein tragisches Schicksal hervorgehen könnte. So sinnend und nachdenkend, war er, vielleicht ohne es selbst zu merken, an eines der Corridorfenster getreten, die einen freien Blick auf die zunächst liegenden Gartenpartheieen und die fernern Baumgruppen und Rasenflächen gewährten. Hell und mondbeleuchtet lag der Haupttheil des alterthümlichen Schlosses ihm gegenüber, deutlich konnte er die Umrisse des über dem Portale befindlichen steinernen Wappens mit der Grafenkrone darüber unterscheiden, welches die Tochter des stolzen Hauses in wenigen Tagen aufgeben sollte. Darüber verlor sich sein Blick in den dunklen Baumgruppen und Bosquets des Parkes, die von dem terrassenartig beim Hause absteigenden Rasenplatz nur

durch einen breiten Kiesweg getrennt waren. Kein Laut regte sich in der lauen Frühlingsnacht, Alles still im Garten und Schloß, alle Lichter erloschen bis auf die Strahlen der ewigen Gestirne. Ermüdet von langem Wachen und Nachdenken über die Verhältnisse, die ihn als Freund Albert Römer's und langjährigen Bekannten des Grafen Waldhelm aufs Tiefste berührten, wollte Blacha eben vom Fenster zurücktreten, als er auf dem Kieswege jenseit der Rasenfläche deutlich den schattenhaften Umriß eines Mannes erblickte, der stillstehend sich vorsichtig umzusehen und darauf nach der Seite zu wenden schien. Erstaunt trat Blacha dem Fenster wieder näher und gewahrte einen zweiten Schatten, dessen Umrisse er aber wegen des Gebüsches, hinter dem er sich verbarg, nicht genau zu erkennen vermochte. Wer waren diese beiden Schatten dort in der Mitternachtsstunde? Was trieben, was bezweckten sie? Waren es Wirklichkeiten oder spielte ihm nur seine Phantasie einen närrischen Streich? Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. Noch immer waren die Schatten sichtbar, der eine deutlich, so daß er genau eine große schlanke Männerfigur in einer Art grauen Ueberwurfs unterscheiden konnte, der andere halb durch das Gesträuch verborgen. Leise wollte er das Fenster öffnen, um besser sehen und vielleicht ein halb laut geflüstertes

Wort vernehmen zu können. Aber das Fenster widerstand seinen Bemühungen; es mochte lange nicht geöffnet und der Riegel eingerostet sein. Endlich sprang es mit einem lauten Geräusch auf, das weit durch die stille Nacht tönte, und sogleich waren die Schatten mit einer fast geisterhaften Schnelligkeit verschwunden. Ueber das Geräusch erschrocken, kopfschüttelnd, stand Herr von Blacha am offenen Fenster, regungslos in die Nacht blickend. Ihm, dem ehemaligen alten Soldaten, dessen Brust das eiserne Kreuz zierte, war Furcht unbekannt. Dennoch vermochte er ein unheimliches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken. An eine Wiederkehr der Schatten war nicht zu denken, der Baumgang hinter dem Rasenplatz schützte sie vor seinen spähenden Blicken. Sie aufzusuchen, wäre eine Thorheit gewesen, lange bevor er in den Garten hinabgekommen, hätten sie Zeit zur Flucht gehabt. Und am Ende was kümmerte es ihn? Vielleicht war es ein Liebespaar aus der Dienerschaft. Warum sie stören? „O die Liebe, die Weiber!“ brummte Blacha und stieg die Treppe hinauf. Er fühlte eine unendliche Befriedigung in seinem Junggesellenthum.

Drittes Kapitel.

„Warum fliehst Du?" sagte in dem Augenblick, wo oben im Corridor Herr von Blacha das Fenster geöffnet hatte, unten im Garten Hans von Hochberg.

Aber er erhielt von dem Mädchen, mit dem er sprach, keine Antwort; sie flüchtete nur weiter in den Baumgang hinein, der mit seinem schützenden Dunkel sie vor dem Auge jedes Lauschers verbergen mußte.

„Unnöthige Sorge!" rief Hans, ihr nacheilend.

„Hörtest Du nicht ein Fenster klirren?

„Der Wind oder irgend ein Narr wird es aufgerissen haben."

„Und wenn er Dich oder mich erkannt hätte?"

„Um so besser," meinte trotzig Hans, „dann wäre

dies niedrige Versteckspiel auf einmal zu Ende, und ein großer Schlag würde Dich befreien!"

„Unsinniger, was wolltest Du thun?"

„Was ich am Tage nach Deiner Verlobung hätte thun sollen: mich mit Deinem Verlobten schlagen."

„Er würde auch einen Zweikampf mit Dir angenommen haben!" entgegnete sie mit einem Ton bitterer Verachtung; „er ist kein Edelmann!"

„Du," sagte Hans, „ich fürchte, Du hast Dich schwer in ihm verrechnet. Ohne Zögern würde er es mit mir gewagt haben, er ist viel stolzer und muthiger, als Du denkst, und wenn Du den Plan Deines künftigen Lebens mit ihm auf seine Unterwürfigkeit und Nachgiebigkeit gegen Dich gegründet hast, wirst Du schlimme Erfahrungen machen, arme Melanie, schlimme Erfahrungen!"

„Das wußte ich nicht, daß Du in die Fußstapfen Blacha's trittst und dieses Herrn Römer Lobredner wirst."

„Ich bin nicht sein Lobredner, ich bin sein Todfeind, und wäre die Sache ehrlich abgemacht worden, läge er oder ich schon seit sechs Monaten unter sechs Fuß Erde, und Alles wäre gut. Du aber und Dein Vater, ihr habt kein offenes Spiel getrieben, weder mit ihm noch mit mir!"

„Du wagst viel auf unsere alte Freundschaft,"

unterbrach sie ihn heftig. „Ueber mich ist dies Alles so plötzlich, wie ein Erdbeben, hereingebrochen. Ich hatte keine Ahnung von der Lage meines Vaters, ich verstehe seine Geldgeschäfte nicht. So lange sich Herr Römer in bescheidenen Schranken hielt, hatte ich nichts gegen ihn einzuwenden. Er war öfters unser Gast, er ist ein feiner, gebildeter Mann, der viel gesehen hat und angenehm zu sprechen weiß. Was wirfst Du mir also vor? Als dann eines Tages mein Vater mit verzweiflungsvoller Miene in mein Gemach gestürzt kam, mir seine entsetzliche Lage schilderte, griff ich halb bewußtlos, in der Sturmfluth widerstreitender Empfindungen, wie eine Ertrinkende nach dem ersten Strohhalm, der sich mir darbot, den er mir als sichere Rettung zeigte. Wenn Du wüßtest, welche Reue, welche Thränen, wie viel qualvolle Tage und Nächte mir mein unbesonnenes Jawort seitdem gekostet hat!"

„Ja wohl, es ist Alles gut, was Ihr gethan habt," rief er trotzig. „Ihr habt wie immer so auch diesmal das Rechte gewählt! Nun ist eben doch Alles ganz anders gekommen, als Ihr es vorbedacht hattet..."

„Ja, anders, aber durch Dein Ungestüm und Deine Wildheit. Habe ich Dir nicht geschrieben, gesagt, Dich beschworen: Du solltest Dich in Entsagung fassen, wie

ich, und vergessen, daß wir uns einst für immer anzugehören hoffen durften?"

„Träume doch vom Himmel und vergiß ihn dann," lachte er schmerzlich und spöttisch zugleich. „Weisheitslehren für Weiber und Thoren, nicht für Männer! Und ich bin auch Einer, der so leicht aufgibt, was er einmal besessen!"

„Und Du wirst es doch müssen, guter Hans," und die heftige Regung, die sie bis jetzt beseelt, löste sich in ein unterdrücktes Thränenschluchzen auf. „Es muß so sein, ich kann nicht mehr zurück, und selbst wenn ich wollte, würde weder mein Vater noch Herr Römer mich meines Wortes entbinden."

„Wenn Dein Bräutigam todt ist, bist Du frei."

„Und mein Vater ist entehrt, ein Bankerottirer und vielleicht noch Schlimmeres. Das wäre die Folge einer so unsinnigen That."

Sie stand an einen Baum gelehnt und blickte starr vor sich nieder. Der Mond, der immer höher den dunklen Himmel hinaufstieg, warf sein Licht gerade auf den Fleck zu ihren Füßen. Es schimmerte wie von mattem Golde. Der Glanz mochte ihre Augen blenden und wunderliche Gedanken in ihr erwecken.

„Wenn wir reich wären," brach sie aus . . . sie vollendete nicht; formlos und dunkel stieg vor ihrem

Geist etwas Namenloses und Schreckliches auf. Hans war unruhig unter den Bäumen auf- und niedergegangen, sein Kopf glühte fieberhaft, ein Plan, immer abenteuerlicher als der andere, wurde von ihm gefaßt und im nächsten Augenblick wieder verworfen. Jetzt wandte er sein Gesicht mit trostlosem Ausdruck dem ihrigen zu. Ihre schlanke Gestalt war vom Mondlicht umflossen. Thränen glänzten an ihren dunklen Wimpern, aber die Lippen hielt sie fest auf einander gedrückt, als sollte kein Laut die Angst und den Schmerz ihrer Seele offenbaren. In der leidenschaftlichen Erregung des Gespräches war ihr die Kapuze von der Stirn geglitten, und der Nachtwind spielte mit ihren aufgelösten braunen Locken.

„Was Du schön bist," sagte er und wollte sie in seine Arme schließen. Sie aber wich zurück und erhob abwehrend ihre weiße Hand.

„Warum von einander gehen," rief er plötzlich, wie von einem Gedankenblitz durchzuckt, „da wir nur zu wollen brauchen, um vereint und glücklich zu sein? Noch bist Du nicht sein Weib. Wir haben noch einen Tag vor uns. Was ist in unserer Zeit ein Tag? Eine halbe Ewigkeit! Wir entfliehen weit, weit, nach Italien, wenn es sein muß, nach Amerika. Bist Du nicht reich?"

Sie sah ihn mit großen Augen an, und ihre Wangen wurden dunkelroth.

„Welch' ein abscheulicher Gedanke," rief sie, „ist in Dir aufgestiegen?"

„Wenigstens hast Du mich verstanden! Mit Deinem Schmuck könnten wir weit weg von diesem Unglücksorte entfliehen! Im Krieg und in der Liebe ist Alles erlaubt!"

„Du bist wahnsinnig!" sagte sie. „Willst Du mich zur Diebin machen?"

Dies Wort erschreckte den jungen Mann so, daß er sich vor die Stirne schlug und sich ihr dann zu Füßen warf.

„Vergib mir, ich bin ein Rasender, Du hast Recht! Aber Dich verlieren müssen, wen brächte diese Pein nicht um seinen Verstand? Es ist Alles aus, Alles! Das Beste ist, ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, dann bist Du wenigstens von Deiner Vergangenheit befreit und kannst versuchen, ein neues Leben anzufangen."

„Hans, Hans!" bat sie.

„Was ist mir das Leben werth? Dich hab' ich verloren, ich bin bettelarm. In wenigen Tagen werden meine Gläubiger kommen, ihr Geld zu fordern, und ich? Ja, eine Kugel, das ist das billigste und sicherste Mittel, mir für immer zu helfen!"

„Wir erliegen einem Verhängniß, Vetter!" sagte sie in schmerzlicher Fassung; „das Geld und immer das Geld! Unsere Schlösser sind in seine Gewalt gefallen, wir fallen ihnen nach, das Geld triumphirt über Adel und Ehre!"

„Und ich trag's doch nicht, Dich in seinen Armen zu wissen. In mir ist etwas Gefährliches, das sie nicht reizen sollen; wer sein Leben nicht achtet, ist immer Herr über das der Anderen!"

„Hans," und sie legte ihm ihre Hand auf die Schulter und sah ihm mit rührender Bitte in die Augen, „Du wirst ruhiger werden, wir wollen größer sein, als dieser Krämer, der mich mit seinem Gelde zu erkaufen wähnt. Der Thor, läßt sich Liebe kaufen? Ich bringe meinem Vater das größte Opfer, indem ich meine Hand in die des Verhaßten lege, aber mein Herz verschenke ich nicht. Leb' wohl. Ich habe noch einmal mit Dir sprechen wollen, und so ergib Dich drein. Verwirre durch Deine Trauer und Deinen Zorn meine Seele nicht, Du hast die Zukunft vor Dir, ich habe die Erinnerung, das laß uns genügen."

Ehe er eine Antwort stammeln konnte, war sie nach der Seite des Schlosses zu entschwunden. Er sah sie die Stufen zur Terrasse hinaufsteigen und dort hinter einer Glasthür verschwinden. Ihm war es,

als schwebe sie so leicht wie eine Feenerscheinung dahin; er preßte die Hände an die Schläfen: war es ein Traum, der ihn getäuscht? Noch einmal blickte er um sich, es war Alles still und einsam, klar stand der Mond über den Bäumen. Die Schloßuhr schlug die erste Stunde, schärfer und kühler wehte der Wind. Er wußte nicht, woher es kam, aber er empfand ein eisiges Frösteln, das durch alle seine Glieder schlich. „Und es wird doch nicht gut," murmelte er und ging auf eine Seitenthür des ihm in allen seinen Theilen wohlbekannten Schlosses zu.

Hans und Melanie waren beinahe seit ihrer Kindheit zusammen aufgewachsen. Er hatte früh seine Eltern verloren und in dem Hause seines Oheims freundliche Aufnahme und seine erste Erziehung erhalten. So hatte sich zwischen den beiden fast gleich alten Kindern eine gegenseitige Freundschaft und Zärtlichkeit entwickelt, welche im Verlauf der Jahre, als Hans in die Armee getreten, und da- und dorthin in Garnisonen umhergeworfen war, gerade durch Entfernung an Stärke und leidenschaftlichem Feuer gewann. Wie wild auch das Treiben des jungen Offiziers in den Kreisen seiner Genossen sein mochte, seine schöne Verwandte schwebte ihm in allen Irrungen und Trübungen als ein lichtes Idealbild, als sein Schutzengel vor,

zu dem er voll Verehrung und Entzücken emporsah, aus dessen Augen gleichsam die Kraft auf ihn niederströmte, sich, wenn er gefallen, aus seinem Leichtsinn wieder zu erheben. Nur in längern Fristen, auf flüchtigem Urlaub, sah er Melanie wieder, und jedes Mal erschien sie ihm schöner und reizender. Im Regimente galt es für eine beschlossene Sache, daß aus den Beiden ein Paar werden würde, und nicht wenige der Kameraden beneideten Hochberg um die liebenswürdige und reiche Braut. Denn auch dies muß bemerkt werden, daß Hans' Leidenschaft für Melanie erst durch die Ueberzeugung von ihrem großen Vermögen ihren vollen Goldklang erhalten hatte; der arme Offizier war eben auf eine reiche Heirath angewiesen. Plötzlich, es war wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel gekommen, erhielt dieser Glaube eine bedenkliche Erschütterung. Zuerst leise, und dann immer lauter, wurde in der Provinzialhauptstadt, in der Hochberg's Regiment in Garnison lag, von den mißlichen Vermögensverhältnissen, endlich gar von dem Bankerott des Grafen Waldhelm gesprochen. In seinem leidenschaftlichen Ungestüm hätte Hans am liebsten Jeden zu einem Kampf auf Tod und Leben gefordert, der solche Bemerkungen über seinen Oheim geäußert. Aber mit einem Duell macht man keinen Bankerott ungeschehen, und als Hans

in seiner Aufregung zuletzt Melanie in seinen Briefen bestürmte, ihm eine Aufklärung über diese schrecklichen Gerüchte zu geben, mußte ihm ihr Schweigen als eine schlimme, aber unwiderlegliche Antwort auf seine Befürchtungen dienen. Das Erste, was er wieder von ihr erfuhr, war in einem Schreiben ihres Vaters die Ankündigung ihrer Verlobung mit dem Fabrikbesitzer und Kommerzienrath Albert Römer. Hans war wie aus den Wolken gefallen, er tobte, raste, wollte jetzt dies und in der nächsten Minute das Entgegengesetzte thun, und mußte doch endlich die Dinge ihren verhängnißvollen Lauf gehen lassen, den er mit all' seinen Zornausbrüchen nicht zu ändern vermochte. Seine Genossen faßten die Angelegenheit mehr vom komischen Standpunkt auf und wünschten ihm von Herzen und aufrichtig Glück, aus einer unangenehmen Lage — denn etwas Anderes sei doch ein Verlöbniß mit einem armen adeligen Fräulein nicht — so bald befreit worden zu sein. Dabei fehlte es denn nicht an guten und schlechten Witzen über den Grafen, der sein Kind an einen Kaufmann verschachere, und über die zukünftige Frau Kommerzienräthin Römer. Zwei Wochen ging Hans wie ein Träumender oder wie ein Mondsüchtiger umher. Zuweilen ergriff ihn die Wuth, irgend eine entsetzliche That zu begehen, seinem Neben=

buhler den Hals zu brechen, erst das treulose Mädchen und dann sich zu ermorden, oder den Dienst zu verlassen und nach Amerika auszuwandern, um dort in wilden Abenteuern den Schmerz seiner betrogenen Liebe sich austoben zu lassen.

Diese Pläne tauchten ebenso rasch, wie sie emporgestiegen, wieder in den unergründlichen Brunnen unter, in den schon tausend und aber tausend gute Vorsätze, kühne Entwürfe und hochherzige Entschlüsse des leidenschaftlichen, aber unsteten jungen Mannes gefallen waren. Die Alles heilende Zeit machte ihn allmählig ruhiger. Er gewöhnte sich an den Gedanken, auf seine schöne Verwandte verzichten zu müssen, und wieder traten seine eigenen traurigen Verhältnisse in den Vordergrund seines Dichtens und Trachtens. Auf die Aussicht hin, der Schwiegersohn eines reichen Mannes zu werden, hatte er viel gesündigt und war an ihm viel gesündigt worden. Die Summen, die ihm sein lustiges Leben gekostet, hatten ihm Wucherer vorgeschossen und waren mit immer bereiten Börsen oft sogar seinen Wünschen zuvorgekommen. Die Kunst, mit der Graf Waldhelm seinen Ruin Jahre lang zu verbergen gewußt hatte, war zum Theil auch auf seinen Neffen übergegangen. Waren einmal die Angelegenheiten des jungen Offiziers auf dem äußersten Punkt

angelangt, so hatte der Oheim Rath gewußt, sie wieder leidlich in das rechte Geleise zu rücken. Der Hoffnung auf diese Hülfe mußte Hans fortan entsagen. Auch für seine Gläubiger war die Verlobung der Gräfin Melanie ein Donnerschlag. Nicht allein, weil die Dame einen Andern heirathete, sondern weil dieser Andere ein bürgerlicher Kaufmann war. Deutlicher als jede Erklärung verkündigte diese Thatsache den Untergang des Glückes der gräflichen Familie. Hochberg merkte bald genug an den immer bestimmter und drohender an ihn herantretenden Forderungen, wie verhängnißvoll dieser Wetterumschlag gewirkt. Wo er sonst freundliche Mienen und offene Hände gefunden, zeigte man ihm jetzt Verdrossenheit und Hartherzigkeit. Sein leises Anklopfen wollte man nicht mehr verstehen, seinen lauten Bitten begegnete man mit schnöder Abweisung. Seine Vorgesetzten im Regimente drangen in ihn, sich ihnen aufrichtig zu erklären, ehe die Gläubiger öffentlich gegen ihn auftreten würden, und versprachen in diesem Falle, die Sache, wenn nicht vollständig zu ordnen, so doch wenigstens aufzuschieben und ihm Zeit zu verschaffen. Man wollte dem Regiment den fähigen Offizier erhalten. Halb war es Eigensinn, halb Schamgefühl, vielleicht auch die Hoffnung auf einen unerwarteten Glückszufall, kurz, Hochberg rückte mit der

Sprache nicht ehrlich heraus und reiste, mit dem Leichtsinn der Jugend Alles in der Schwebe lassend, nach dem Gute Waldhelm's, zur Hochzeitsfeier Melanie's ab.

„Da passirt ein Unglück," sagte einer der Kameraden, die ihn auf den Bahnhof begleitet hatten, als der Zug sich in Bewegung setzte. „Gebt Acht, Hans bricht sich oder einem Andern den Hals." Die Uebrigen lachten und der Jüngste rief: „Nicht doch, ich wollte nur, ich wäre an seiner Stelle! Ich würde diesem bürgerlichen Krippenreiter die Ehre, in meine hochadelige Verwandtschaft zu treten, durch die Ueberreichung meiner sämmtlichen Wechsel beim Dessert des Hochzeitsmahles noch werthvoller machen. Hat der Kommerzienrath einen Begriff von Lebensart, so kann er, auf Ehre! doch Nichts weiter thun, als sie bezahlen und sich mit dem Papier die Cigarre anzünden."

Wenn Hans in ähnlichem Humor abgereist war, so hielt diese Stimmung nach seiner Ankunft auf dem Schlosse nicht lange Stand. Die Verhältnisse hatten dort eine so tragische Färbung angenommen, daß ein Schatten auf Jeden fiel, der durch Zufall oder Wahl in dieselben hineingerieth. Dahin war die joviale Laune seines Oheims, der geistvolle Uebermuth Melanie's, er begegnete im engern Familienkreise nur gefurchten Stirnen und sorgenvollen Gesichtern. Sorgfältig ward

dabei ein jedes Aussprechen der Dinge, die ihnen das Herz bedrückten, vermieden, so leise und ängstlich schritten Alle dahin, als könnte die Erde bei einem stärkern Auftreten unter ihnen zusammenbrechen. „Wären nur diese vier Tage erst vorüber!“ hörte er den Grafen mit einem Seufzer sagen. Der Oheim kam nicht recht, Melanie gar nicht mit ihm in ein Gespräch; von der frühern Vertraulichkeit war keine Spur mehr zu finden. Ja, es schien Hans, als sei er, obwohl er eine Einladung erhalten, ein unwillkommener Gast. Darüber wollte er ihnen zum Trotz bleiben. Hatte er es nicht in seiner Hand, ihr Fest in schrecklicher Weise für immer zu stören? Er schlug prahlerisch an seinen Säbel. Um dies Aeußerste zu verhindern, das in seinen Augen und in seinem ganzen Benehmen Albert gegenüber wie eine heraufziehende Wetterwolke drohte, hatte ihm Melanie die Unterredung bewilligt, um die er bat. Sie hätte sich sagen sollen, daß solch' Gespräch die Flammen nicht löschen, sondern nur noch wilder entflammen würde. Wenn unter der Gewalt eines finstern Schicksals Liebe von Liebe ewigen Abschied nehmen will, was kann entstehen, als ein unermeßlicher Brand?

Viertes Kapitel.

Der nächste Morgen fand die Gesellschaft des Hauses in einem kleinen Saale, dessen Glasthüre auf die Terrasse ging, um den Frühstückstisch versammelt. Eine ältere Verwandte des Hauses machte die liebenswürdige und aufmerksame Wirthin. Der heitere sonnige Morgen schien alle Besorgnisse, jede Unruhe und schwermüthige Anwandlung, die ihn noch während der Nacht gequält hatten, aus der Seele und von der Stirn Albert's verscheucht zu haben. Wenigstens konnte sich Herr von Blacha den freien und offenen Ausdruck in dem Gesicht seines jungen Freundes nicht anders erklären; nach dem Gespräch vom gestrigen Abend hatte er ihn in trüber und krankhafter Verstimmung zu finden gefürchtet. Die Morgensonne lächelte aber auch

so golden über den Park, so süß verlockend dehnte sich die Bläue des Himmels in ungemessene Fernen aus, die Vögel sangen so lustig in den dichtbelaubten Zweigen, daß die Feststimmung der Natur unmittelbar ihren läuternden Einfluß auf die Menschen ausüben mußte. Wer widerstände der Harmonie der Natur? Hätte doch Herr von Blacha selbst darüber beinahe sein nächtliches Abenteuer mit den Schatten vergessen, wenn ihn nicht, als er die Terrasse hinabgegangen und den Rasenplatz mit den Blumenbeeten betrachtet, hinter denen in der Nacht die Schatten auf und niedergeschwankt waren, der Gärtner ärgerlich auf die Zerstörung einiger Rosenstöcke aufmerksam gemacht. Die Schatten waren also doch keine Phantasiegebilde, sondern Wesen von Fleisch und Blut gewesen! Der Gärtner hatte ärgerlich mit der Faust gedroht und gesagt: „Das kommt Alles von der verwünschten Liebesgeschichte her!“ „Welche Liebesgeschichte?“ hatte Herr von Blacha gefragt und darauf zu seiner Beruhigung erfahren, daß der kürzlich wegen Widersetzlichkeit aus dem Dienst entlassene Jäger Robert ein zärtliches Verhältniß mit dem Kammermädchen der jungen Gräfin gehabt hätte und es vermuthlich seit seiner Entfernung aus dem Schlosse nur noch eifriger fortsetze. Froh, daß sich sein Grauen und allerlei wunderliche Gedanken

in so harmloser Weise aufgelöst, war Blacha wieder in den Saal zurückgekehrt und hatte mit vorzüglicher Laune in die allgemeine Heiterkeit der Gesellschaft eingestimmt, die von nun an einen ruhigen und heitern Fortgang des Festes versprach. Blacha legte seinem ganzen Wesen nach ein so großes Gewicht auf die Sitte und das Schickliche, daß er bei einem guten Anfang der neuen Ehe auch einen glücklichen Verlauf derselben gesichert glaubte. Gleichsam als wolle er seine Meinung bestätigen, bewegte sich Albert mit solcher Ungezwungenheit unter den Damen, stand ihren Fragen, die sich noch alle um den Schmuck und die schöne spanische Nonne drehten, mit so vieler Liebenswürdigkeit Rede, daß die Meisten von ihnen, die anfangs das Schicksal der jungen Gräfin zu beklagen geneigt gewesen waren, anderer Meinung wurden und ihn, selbstverständlich auch in Rücksicht auf seine großen Reichthümer, für einen ganz annehmbaren und vortrefflichen Mann erklärten. Es fiel auf, daß weder der Graf noch Hans von Hochberg sich in der Gesellschaft einstellten. Den Vater entschuldigte Melanie mit Geschäften, die er am Vormittage abmachen wolle, um den übrigen Theil des Tages sich seinen Gästen desto ungestörter widmen zu können. Von Hans von Hochberg brachte der Diener, den man zu ihm geschickt,

die Nachricht zurück: er hätte wichtige Briefe aus der Hauptstadt erhalten, die eine unmittelbare Beantwortung verlangten. Herr von Blacha lächelte, wie einer, der wohl weiß, was solche Briefe an einen jungen Offizier bedeuten. Melanie zuckte zusammen und mußte, da sie in diesem Augenblick — war es Zufall oder Absicht? — aus den klaren Augen ihres Bräutigams ein prüfender Blick traf, ihr Gesicht abwenden. Die Uebrigen legten dem Zwischenfall keine große Bedeutung bei. Die Schönheit des Morgens lockte in das Grüne, die jüngsten Mädchen waren schon in den Garten geeilt und schritten paarweise, Arm in Arm geschlungen, am Fuße der Terrasse auf und nieder. Albert hatte seiner Braut ebenfalls seine Begleitnng angeboten, sie aber dieselbe unter dem Vorwand, daß sie noch ein Wort mit ihrem Vater zu wechseln habe, sich ihm aber dann gern anschließen würde, abgelehnt.

„Melanie ist unausstehlich," lispelte eine der jungen Damen der andern in's Ohr.

„Aber sieh' nur, er trägt es mit vieler Gelassenheit."

In der That schien Albert, schon als er seine Bitte aussprach, auf die Verweigerung derselben gefaßt gewesen zu sein; er bot der alten Dame seinen Arm und stieg mit ihr die Stufen der Terrasse zu den Andern hinab. Bald tönte der Platz vor dem Schlosse

bis zu den Baumgängen von fröhlichem Rufen und dem heitersten Gelächter wieder. Es war, als ob die Mädchen es darauf abgesehen hätten, mit den Vögeln um die Wette zu jubeln. Die Alten stimmten, wie denn Freude ansteckend ist, bald mit ein. Man fing Spiele an, lief um die Wette, man sang, endlich wurden gar Reifen geholt. Schäferscenen aus Arkadien! dachte Herr von Blacha und rieb sich die Hände. Das war nach ihm der richtige Anfang einer Hochzeit. Daß die wichtigste Person, die Heldin des ganzen Stückes, fehlte, übersah er in seiner Hoffnungsseligkeit. Fast regungslos saß indessen Melanie an dem Tisch im öden Saal. Sie wollte sich nicht dem Fenster nähern, um nicht die Freude der Andern zu sehen. Schon der Wiederhall des Gesanges und des Gelächters, der Klang so vieler fröhlicher Stimmen drang ihr verletzend in das Herz. Wer verstand sie, wer fühlte ihr nach, was sie litt? Was für die Andern eine Gelegenheit zur Lust war, für sie war es der schreckliche Wendepunkt ihres Lebens. Sie begriff nicht, daß sie noch athmete. Seit sie gestern in der Nacht sich von Hans getrennt, hatte sie die Empfindung, daß eine der nächsten Minuten ihr den Tod und damit die Erlösung bringen müsse; aber die Sekunden gingen vorüber, die Minuten, die Stunden gemessenen Schrittes und keine

brachte das Ende, keine änderte ihr Geschick. Mit grausamer Unerbittlichkeit rückte die Zeit zu jenem entscheidenden Punkte vor, wo sie am Altare ihre Hand für immer in die des ungeliebten Mannes legen sollte. Und hätte sie nur für sich allein sorgen müssen! Aber ihr Vater, ihr Vetter waren nicht weniger vom Unglück bedroht, als sie selbst. Mit Schrecken hatte sie heut in der Frühe, als sie nach schlaflos durchwachter Nacht an das Fenster getreten, um ihre heiße Stirn zu kühlen, einen Besucher durch den Garten des Schlosses schleichen sehen, der ihr, auch wenn er nicht in so verstohlener Weise gekommen wäre, das Blut aus den Wangen gejagt hätte. Es war der Kaufmann Samuelsohn aus dem nahen Städtchen. Sie hatte den häßlichen Mann immer mit Widerwillen und Verachtung betrachtet, aber erst seit ihrer Verlobung wußte sie, welch' eine Macht er besäße, und die Verachtung war zum Theil der Furcht gewichen. Was half das Grübeln, was half die Klage, daß ihr Vater sich und die Ehre seines Namens in die Hände eines Wucherers gegeben? Es war einmal geschehen, und die Folgen des Leichtsinnes und der Verschwendung auf ihr schuldloses Haupt gefallen! Oder doch nicht auf ihr Haupt allein? Hatte das Opfer, das sie bringen wollte, nicht hingereicht, um die Fesseln zu sprengen, mit denen ihr

Vater an jenen Mann gekettet war? Sie erhob sich, um nach dem Zimmer des Grafen zu gehen und die Unterredung, deren Länge sie mehr und mehr beängstigte, zu unterbrechen. Aber sie kam nicht weit, denn als sie sich der Thür näherte, scholl ihr von draußen her ein Geräusch von Schritten und Stimmen entgegen. Sie erkannte die Stimme ihres Vetters und schrack zurück, sich umsehend, wo sie sich verbergen könne. Sie hatte gerade noch Zeit, in eine Wandnische zu flüchten, die ein rother, halb niedergelassener Vorhang schloß, als die Thüre des Saales hastig aufgerissen wurde, und Hans von Hochberg in mächtigster Aufregung mit dem Kaufmann Samuelsohn hereintrat.

„Zum letzten Mal," sagte Hans und hielt den sich sträubenden Kaufmann mit beiden Händen fest, „Sie müssen mir helfen, es geht um's Leben!"

„Weh!" erwiderte der Kaufmann, „wie soll es geh'n um's Leben? Ich wollte Ihnen gern helfen, mein bester Herr von Hochberg, aber ich bin ein armer, geschlagener Mann; drinnen der gnädige Herr Oheim haben mich ausgepreßt wie eine Citrone. Lassen Sie mich los, bester Herr von Hochberg! Warum wollen Sie auch denken gleich an das Sterben? Die Herren Offiziere haben alle Schulden, sehr viel Schulden, und es ist noch Keiner daran gestorben."

„Aber ich sage Ihnen, ich brauche in diesen Tagen nothwendig Geld, heute oder morgen! Schreiben Sie, alter Würgengel, schreiben Sie einen Wechsel, welchen Sie wollen, ich werde ihn unterzeichnen . . .“

„Unterzeichnen!“ unterbrach ihn Samuelsohn. „Ist doch so leicht zu schreiben seinen Namen, jedoch auch zahlen? Herr von Hochberg, Sie sind ein trefflicher junger Mann, aber Sie haben keinen Kredit mehr. Lassen Sie sich sagen von einem gewiegten Mann, die einzige Hülfe für Sie ist dort unten der Herr Kommerzienrath Albert Römer, der eben so schön singt. Gott Abrahams, was ist das für eine schöne Stimme, wie in den Opern von Meierbeer! Sprechen Sie mit dem, an seinem Hochzeitstage wird er nicht zuziehen seine Börse, ein so generöser Mann!“

„Verdammter Jude!“ schrie Hans außer sich, schüttelte den Erschreckten ein paar Mal, der ein „Gott der Gerechte!“ über das andere rief, und stürzte aus dem Saal über die Terrasse nach dem Garten.

Samuelsohn sank erschöpft in einen Stuhl und wischte sich die Stirn mit seinem gelbseidenen Taschentuch. Trotz seiner Angst ließ er dabei seine klugen kleinen Augen blinzelnd im Gemach auf- und niedergehen und sah Melanie schreckensbleich aus der Nische hervortreten. Aber er that, als erkenne er sie nicht

und seufzte halblaut vor sich hin: „Gott der Gerechte! Was sind sie heftig, diese jungen Herren vom Säbel, aber sie sind schön und vornehm, und man muß ihnen durch die Finger sehen."

„Herr Samuelsohn," brachte mühsam Melanie hervor.

Sie hielt sich in weiter Entfernung von ihm und lehnte sich in ihrer Erschütterung gegen die Lehne eines hohen Sessels.

„Ach die gnädigste Gräfin!" erwiderte Samuelsohn und stand mit linkischen und demüthigen Verbeugungen auf. „Seien Sie mir allerschönstens gegrüßt an dem heutigen Tage, es ist ein hoher Festtag für Sie, und der alte Samuelsohn, der Sie gesehen hat so klein, freut sich über Ihr Glück wie . . allein der Respekt verbietet ihm, mehr zu sagen!"

Herr Samuelsohn machte nichts weniger als einen widrigen Eindruck. Er hatte sich zu seinem Besuch im Schlosse in seinen besten Anzug geworfen und trug den feinsten Leibrock, die weiße Cravatte und den gelben Handschuh auf der linken Hand, den andern hatte er ausgezogen, mit leidlichem Anstand. Dennoch flößten das unruhige Zwinkern seiner Augen und die erkünstelte Demuth seiner Bewegungen Melanie ebenso viel Abneigung als Besorgniß ein.

„Herr Samuelsohn,“ fing sie wieder an, „Sie hatten mit meinem Vetter —“

„Die gnädige Gräfin werden doch nicht machen ein Aufhebens von dem kleinen Dispüt zwischen mir und Herrn von Hochberg? Die gnädige Gräfin weiß nicht, wie es zugeht in Geldgeschäften. Im Anfang zankt man sich, am Ende reicht man sich die Hände. So ist es gewesen von den Tagen Esau's und Jakob's her!“

„Keine Umschweife,“ fiel ihm Melanie mit gerunzelter Stirne ein, „ich will Wahrheit von Ihnen. Was verlangte mein Vetter von Ihnen?“

Fast die ganze Breite des Saales war zwischen ihnen, weder der Kaufmann noch die Gräfin hatten sich von ihrem Platze gerührt. Jetzt erst näherte sich Samuelsohn mit leisen nachschleppenden Schritten und vorgebogenem Kopfe in einer Art Vertraulichkeit, vor der Melanie unter andern Umständen wieder in ihre Nische zurückgeflüchtet wäre. Als er ihr gegenüber stand, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Was soll wollen ein junger Offizier von einem armen Juden? Geld will er, Geld!“ Und er ließ den abgezogenen Handschuh vor ihren Augen sich bewegen, als wäre es eine Banknote. „Er hat ein lustiges Leben geführt, und das lustige Leben ist kostspielig. Es ist gar

traurig, aber das Ende aller Dinge heißt bezahlen. Gott, wo soll der junge Mann hernehmen das Geld? Wie er mir leid thut! Er wird verlassen müssen sein schönes Regiment, denn es borgt ihm Niemand mehr, weder von unsern Leuten noch von den Christen."

Melanie schlug die Hände über das Gesicht. „Es ist unmöglich, das kann, das darf nicht geschehen! Sie müssen Hülfe schaffen, Samuelsohn. Ich weiß es von meinem Vater, Sie können, wenn Sie nur wollen."

„Worauf hin soll ich können? Früher war's anders, da haben die Leute gedacht," und nun senkte er seine Stimme noch tiefer und das Spiel mit dem Handschuh hörte auf: „die gnädige Gräfin würden heirathen den Herrn von Hochberg, und es würde sein eine gar reiche und vornehme Parthie, darauf haben sie ihm vorgestreckt viele Hunderte."

„Um meinetwillen?" rief Melanie. „Und weil ich ihm verloren bin, sollte nun auch seine Ehre verloren gehen?"

Samuelsohn zuckte die Schultern, als wollte er sagen: „Wie heißt Ehre?" aber er hatte die dunkle Empfindung, daß er damit das unglückliche Mädchen noch tiefer verletzen und sich vielleicht eines guten Geschäftes berauben würde, das er in Melanie's Herzensangst für sich heraufdämmern sah.

„Gott meiner Väter, welche Trauerspiele sieht man jeden Tag!“ sagte er. „Wenn ich hierbleiben könnte, würde ich mein Möglichstes thun, dem jungen Manne Geld zu verschaffen, bin ich doch so sehr dem gräflichen Hause attachirt, habe ich doch so gern gehabt die gnädige Gräfin! Aber ich muß heute Nacht oder morgen in der Frühe über die Grenze nach Warschau. Ich muß mir das Vergnügen versagen, die Gräfin in ihrem schönen Brautkleide und mit den herrlichen Brillanten zu sehen. Sollen sein gar kostbare Steine, der Herr Kommerzienrath Römer ist ein Kenner, und die gnädige Gräfin werden sein eine gar glückliche Frau.“

In ihrer Bestürzung hatte Melanie nur die Hälfte von all' den Worten verstanden, welche der geschwätzigen Zunge Samuelsohn's entfielen. Die Angst um ihren Vetter, die ihr immer fürchterlichere Schreckbilder vorzauberte, beherrschte so ganz ihre Gedanken, daß alles Andere formlos an ihrer Seele vorüberrauschte. Ihren natürlichen Widerwillen bekämpfend, trat sie dicht an den Kaufmann heran, und mit ihren dunklen herrischen Augen in seinem Gesicht forschend, in dem freilich vor der beständigen Beweglichkeit seiner Mienen nichts zu lesen war, sagte sie mit zitternder Stimme: „Ein Wort, Samuelsohn, und nichts mehr! Wollen Sie meinem Vetter helfen oder nicht?“

Der Kaufmann bückte den Kopf noch tiefer, murmelte etwas vor sich hin, zählte an seinen Fingern und entgegnete endlich mit schlauem Aufblick: „Es werden sein zehntausend Thaler, die der junge Mann schuldet, wo soll ich hernehmen zehntausend Thaler?" — und nun wurden seine Blicke noch schlauer — „Zehntausend Thaler ohne Sicherheit?"

„Mein Vater wird sie Ihnen geben!"

„Gott," machte Samuelsohn und steckte die Hand mit dem Handschuh trübselig in die Tasche, „wenn Sie noch sagten, der Herr Kommerzienrath Römer —"

„Nichts von meinem Verlobten," unterbrach sie ihn.

„Nun ja," sagte Samuelsohn mit einem pfiffigen Lachen, „warum soll der Mann erfahren, wozu die Frau das Geld braucht? Noch dazu vor der Hochzeit? Uebermorgen werden Sie eine reiche Frau sein, gnädige Gräfin, deren Unterschrift respektiren wird Jude und Heide und Christ, und wenn Ihnen übermorgen zu lange, sind Sie doch heute schon so reich mit Ihren Brillanten und Ihrem Verlobten!"

„Melanie, Melanie, wo bleibst Du?" riefen in diesem Augenblick die Mädchen im Garten, und Samuelsohn zog sich mit einer tiefen Verbeugung nach der zum Korridor führenden Thüre des Saales zurück.

„Ich reise heute in der Nacht," sagte er noch leise und bedeutungsvoll, „wenn die gnädige Gräfin . . ."

Schon aber hatte Melanie die Glasthür geöffnet und stand hochaufathmend auf der Terrasse. Einige Minuten vergingen, ehe sie sich von der Aufregung, die in allen ihren Nerven zuckte, soweit beruhigt hatte, daß sie schwankenden Schrittes die Stufen hinabwandeln konnte. Einmal im Garten unter den Anderen suchte sie ebenso ängstlich jede Berührung mit ihrem Vetter zu vermeiden, als dieser sie herbeizuführen sich bemühte. Schon war er um den Ruf seiner Liebenswürdigkeit gekommen. Die jungen Mädchen fanden ihn übellaunig und gereizt und konnten sich die Veränderung, die im Lauf einer Nacht mit ihm vorgegangen war, nicht erklären. Dagegen hatte Albert ihre Herzen vornehmlich durch den Gesang einiger kleinen spanischen Volkslieder wie im Sturm gewonnen. Die Gunst, mit der so die Gesellschaft den ihm verhaßten Nebenbuhler behandelte, verdroß Hans in seinem Unmuth noch mehr. Mit der Furcht vor einer schmählichen Entlassung aus dem Regiment verband sich der Ingrimm über das Glück Albert's; wenn ihm alle Mädchenherzen zuflogen, wie lange würde ihm das Melanie's widerstehen? Und wieder wurde diese Gedankenreihe von einer andern durchkreuzt; ob es denn kein Mittel gäbe, wenigstens

die hartnäckigsten Gläubiger zu befriedigen oder von der Bekanntmachung ihrer Forderungen noch eine Weile zurückzuhalten? In solchem Kampfe richtete er seine Augen zuweilen Hülfe suchend auf Melanie, und wenn diese erschreckt den Kopf zurückwandte, war es Hans, als müsse er auf Albert losspringen, ihn niederwerfen und vernichten. Vor ihm war nichts als Tod oder Entehrung.

Melanie hatte eine Ahnung von dem qualvollen Seelenzustand ihres Vetters, aber der ihrige war nicht weniger schmerzlich. Auch in ihr bekämpften sich widerstrebende Gedanken und Gefühle. Sie brauchte ihre ganze Selbstbeherrschung, um den Sturm, der in ihr tobte, äußerlich nicht znm Ausdruck kommen zu lassen. Die Blicke Aller glaubte sie fragend auf sich gerichtet. Sie erschien sich wie eine Schuldige und wußte doch nicht recht, welche Schuld sie begangen haben sollte. Konnte sie ihrem Verlobten die traurige Lage ihres Vetters gestehen, war sie gewiß, keine Fehlbitte zu thun? In demselben Augenblick jedoch, wo sie ihn gedacht, verwarf auch schon ihr Stolz diesen Ausweg. Hatte nicht Samuelsohn noch einen andern vorgeschlagen? Was hatte er mit seinen geheimnißvollen Worten und Winken gemeint, wozu sie verleiten wollen?

Wie sehr auch Jeder in der Gesellschaft mit sich

selbst beschäftigt sein mochte, an Beobachtern fehlte es nicht, umsoweniger, da die Kälte und das ablehnende Wesen der Gräfin gegen ihren Bräutigam schon am Abend vorher aufgefallen war und mancherlei nicht eben freundliche Aeußerungen hervorgerufen hatte. Hier und dort steckten Einige die Köpfe zusammen und fingen an, sich ihre Bemerkungen leise mitzutheilen, Bemerkungen, die in der Unruhe und Hast Melanie's und in der Heftigkeit Hochberg's eine stets ergiebige Quelle fanden. Herr von Blacha seufzte still: „Nun kommt auch das noch! Wenn Albert erkennen sollte, und er ist ja nicht blind, daß Melanie früher ihren Vetter geliebt" . . . unwillkürlich hielt er sich beide Ohren zu, als wollte er den Lärm nicht hören, den diese Entdeckung heraufbeschwören mußte.

In diesem Moment trat Graf Waldhelm in den Garten mit strahlendem Gesicht, ganz Heiterkeit und muntere Laune. Es gab keinen besseren Lebemann, als ihn, wenn er seine Kasse gefüllt wußte. Die schreckliche Ebbe, die noch gestern darin geherrscht, hatte vor Kurzem der wackere Samuelsohn in hohe Fluth verwandelt. Das bekümmerte den Grafen wenig, daß er dafür die letzten Stämme seines Waldes hingegeben; „für nichts ist nichts", pflegte er in solcher Lage zu sagen, „wenn ich lustig bin, mag das alte Holz ver-

brennen.“ Sein Erscheinen in der Gesellschaft lenkte sogleich die Aufmerksamkeit von Melanie ab; denn einem jeden der Herren und noch mehr jeder Dame wußte er mit artiger Schmeichelei zu nahen und alle mit verbindlicher Freundlichkeit zu beschäftigen. So wenig wie er selbst waren seine Gäste geneigt, den Grund seiner Fröhlichkeit zu untersuchen oder gar kopfhängerisch über die unsicheren Grundlagen dieses Glücks nachzugrübeln. Der Graf Waldhelm gehörte zu jenen Menschen, deren liebenswürdiger Leichtsinn und gefällige Anmuth ihre ganze Umgebung wie in einen magischen Bann gefangen nehmen. Wenn er lachte und scherzte, verzog der Griesgram selbst den Mund zu einem kargen Lächeln. Heute, an einem sonnigen Frühlingsmorgen, wie hätte es ihm da schwer fallen können, Alle zu bezaubern? Mit ihm scherzend und lachend, folgten sie nur der Stimme der Natur und der ihres eigenen Herzens.

Allmählig hatte sich nach so manchem gemeinsamen Spiel die Gesellschaft in einzelne Gruppen aufgelöst.

„Sie versprachen mir vorhin,“ hatte Albert der Gräfin gesagt und ihr seinen Arm angeboten, sie von dem freien Platze, auf den die höher steigende Sonne stärker herabschien und braunte, nach den kühlen Baumgängen und Schatten der breitästigen Buchen zu führend.

So höflich bittend auch seine Stimme geklungen, hatte Melanie einen Ton des Befehls, jene Bestimmtheit eines festen und unbeugsamen Willens daraus gehört, die den Schwankenden und Unschlüssigen immer unwiderstehlich dünkt. Mit niedergeschlagenen Augen hatte sie seine Begleitung angenommen. Empfand er es nicht, daß ihr Arm auf dem seinen zitterte? Nicht das fieberische Glühen ihrer Hand? Seinem Gesicht war die Spur keiner besonderen Bewegung anzumerken, er erschien weder stolz über die Schönheit, noch erfreut über diese erste Gunstbezeugung seiner Braut — Gunstbezeugung nannte Hochberg in seinem eifersüchtigen Groll die Widerstandslosigkeit Melanie's.

Wie in schweigender Uebereinkunft blieben alle Gäste hinter dem Brautpaar weiter und weiter zurück; sie mochten voraussetzen, daß diese Verlobten sich so viel des Wichtigen und Wunderlichen, das zu keinem fremden Ohre dringen dürfte, in dieser letzten Stunde anzuvertrauen hätten, daß selbst die Neugierde ihr Lauschen aufgab.

Plötzlich am Ende des Ganges sah sich Melanie um, stand still und sagte mit unsicherem Tone und erröthenden Wangen: „Wir sind allein.“

„Fürchten Sie sich vor mir?“ antwortete Albert mit halbem Scherz.

Ihn fürchten, wie kam er zu solch' hochmüthigem Ausruf? Sie wollte ihm trotzig in die Augen schauen, aber sie hielt den ruhigen, klaren Blick der seinigen nicht aus. Es war etwas in diesem Blick, das tief hinab durch alle Hüllen bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen schien. Sie stand vor ihm, als wäre sie von durchsichtigem Glase gewesen, als läge ihr Dichten und Trachten schleierlos vor ihm da.

„Vertrauen Sie mir, Melanie", sagte er, da sie schwieg, mit innigem Ausdruck. „In meiner Lage Ihre Neigung zu fordern, wäre vielleicht zu kühn; ich fühle zu gut, daß ich sie mir erst erwerben muß, aber Ihres Vertrauens glaube ich schon heute nicht unwerth zu sein."

„Was soll ich Ihnen vertrauen?" fragte sie zurück, und die ganze Bitterkeit ihres Geschicks schwoll über in ihrem Herzen. Warum hatte sich dieser Mann in ihr Leben gedrängt und sie namenlos unglücklich gemacht? Aus Ruhmsucht und Eitelkeit, eine Gräfin Waldhelm sein Weib zu nennen! Oder wenn er sie liebte, was ging diese tolle Leidenschaft sie an? Wäre es nicht ritterlicher gewesen, sie aufzugeben, als sie aus der Hand ihres gedemüthigten Vaters beinahe wie eine gekaufte Sklavin zu empfangen? „Ein Ehrenmann", brach sie hastig aus . . .

Sie kam nicht weiter, das Aussehen Albert's verschloß ihr den Mund.

Er hatte ihren Arm losgelassen und die Augenbrauen zusammengezogen. Eine breite Zornader flammte auf seiner Stirn. „Ein Ehrenmann, Gräfin Melanie?" sagte er. „In diesem Punkte dulde ich keinen Zweifel, keinen Makel auf meinem Namen! Vollenden Sie doch, was soll der Ehrenmann, den Sie sich denken, thun? Sie schweigen, weil das heroische Mittel, das Sie mir zumuthen, nämlich Ihnen zu entsagen, statt dem Kranken Heilung zu bringen, nur seinen Tod beschleunigen würde. Wie könnte der Stolz des Grafen Waldhelm von einem bürgerlichen Kaufmann ein Geschenk, ein Geldgeschenk annehmen, das er nie wieder zu erstatten vermag?"

„Genug, genug!"

„Nein, nicht genug! Ich habe Ihre Kälte, ja Ihre unfreundliche Härte ertragen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Wie auch die Selbstgefälligkeit des Mannes darunter leiden mochte, es war die natürliche Strafe des ehrgeizigen Schmetterlings, der sich an der stolzen Flamme die Flügel verbrannte. Aber meine Ehre bleibe unangetastet! Nicht ich kann zu Ihnen sagen: Melanie, Sie sind frei! Wenn ich es sagte, würde Ihr Vater sich widersetzen, würde binnen Jahresfrist

vielleicht Herr Samuelsohn — es ist unwürdig, das Bild weiter auszumalen. Sie allein können sich die Freiheit, die Sie wünschen, verschaffen; ein festes und entschlossenes Wort von Ihnen genügt, ich würde in derselben Minute gehen. Sie weinen, Melanie! Ich habe Sie nicht kränken wollen, warum reizten Sie mich? Weder Sie noch ich beugen das Schicksal, aber wir würden uns seinen Druck erleichtern, wenn wir Vertrauen zu einander faßten."

„Was verlangen Sie von dem Opfer noch mehr, als daß es still sein Haupt neigt?"

„Sie hätten mir Nichts zu sagen, was Ihre Seele fröhlicher stimmen, einen Schatten von Ihrer Stirn verjagen könnte?"

„Nichts!" erwiderte sie tonlos.

Albert bekämpfte den Unmuth, der wieder in ihm aufstieg: „Und wenn ich nicht als Ihr Verlobter, sondern als guter Freund zu Ihnen spräche? Sie lieben den alten Herrn von Blacha, denken Sie eine Weile: ich sei er" . .

„Sie ängstigen mich, lassen Sie mich!"

„Auch von Herrn von Hochberg haben Sie mir Nichts zu sagen?" fragte er mit einer gewissen Strenge. Eine dunkle Röthe überwallte sie, wie der Wiederschein eines großen Feuers: „Nein, mein Herr", rief sie

leidenschaftlich, „Sie finden Ihre Lust daran, mich zu quälen. Nein, und tausendmal Nein!“

„Es ist gut“, sagte er und verneigte sich. Er wollte ihr wieder den Arm reichen, aber sie eilte glühendroth im Gesicht, Thränenspuren auf den Wangen, die Hand in Zorn und Schmerz geballt, von dannen, nicht darauf achtend, daß die Andern, an denen sie vorüberflog, mit fragwürdigen Mienen ihr nachsahen und sich gegenseitig verwundert betrachteten. Die Gesellschaft, die sich eben noch so lustig im Garten getummelt, kehrte verdrossen und einsylbig in das Schloß zurück.

Fünftes Kapitel.

Gewisse Dinge liegen in der Luft. So war es nach Allem, was geschehen, unter den Gästen wie unter der Dienerschaft im Schlosse eine ausgemachte Sache, daß dieser Polterabend nicht ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall vorübergehen würde. Wenn man freilich gefragt hätte, was sich denn eigentlich zutragen sollte, würde Keiner darauf eine bestimmte Antwort gewußt haben, Jeder für sich und Alle zusammen jedoch waren der Meinung, daß ein so ungleiches Paar nicht ohne ein absonderliches Ereigniß in den Hafen der Ehe einlaufen würde. Die mit den Verhältnissen und den Charakteren der Hauptfiguren besser bekannt waren, und an ihrer Spitze Herr von Blacha, glaubten von der Heftigkeit Hochberg's und dem Starrsinn Melanie's diesen Ausbruch befürchten zu müssen. In den unteren

Regionen der Küche und der großen daran stoßenden Halle, in der die Dienerschaft ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegte, verknüpfte sich dagegen in eigenthümlich phantastischer Weise der Schmuck, den der Bräutigam seiner Braut geschenkt, mit diesem so ungeduldig erwarteten Vorfall. Daß der Schmuck gerade in der Einbildung dieser Leute eine so große Rolle spielte, hatte weniger seine Kostbarkeit als die Geschwätzigkeit Lisette's, der Zofe der jungen Gräfin, verschuldet. Sie benutzte jede Gelegenheit, um von den Brillanten und ihrer abenteuerlichen Geschichte — nach ihr waren sie nämlich durch die Hände aller spanischen Königinnen gewandert — zu erzählen. Schlimm war es für Lisette, daß von anderer Seite her, von der des Gärtners, allerlei spitze Bemerkungen über ihre genaue Beschreibung des Geschmeides und über ihr Liebesverhältniß zu dem Jäger Robert fielen. Das sei ein Bursche, so jähzornig und rachsüchtig, daß man ihm Alles zutrauen könne, der würde dem gräflichen Hause gewiß noch einmal einen argen Streich spielen; wenn sie diesem auch so viel von der Herrlichkeit erzählt hätte, könne sich Niemand wundern, wenn die Brillanten noch an demselben Tage aus dem Schlosse verschwinden würden. Das wagte der Gärtner nicht deutlich auszusprechen, aber er deutete es an. Vergebens verschwor sich Lisette

bei allen Heiligen, daß sie ihren Geliebten, seitdem er aus dem Dienst entlassen, nicht wieder gesehen. Dagegen erinnerte der Gärtner an seinen zertretenen Rasen und seine beschädigten Blumen. Die Ausflüchte, die Lisette machte, erschienen der Geschworenenbank im Gesindezimmer durchaus nicht genügend, um die Verdachtgründe des Gärtners zu entkräften, und so ging die Zofe mit hochrothem Gesichte von dem gemeinsamen Tische fort, laut klagend, daß alle Menschen schlecht und boshaft seien, und Einer dem Andern die Gunst der Herrschaft mißgönne. Die Andern aber steckten die Köpfe zusammen und meinten: „Gebt Acht, wenn es ein Unglück gibt, hat die Lisette ihre Hand dabei!"

Als die Uhr die dritte Stunde des Nachmittags zeigte, die jüngern Damen ernsthafter sich mit den Vorbereitungen zu ihren Polterabendscherzen zu beschäftigen anfingen, und es eine geraume Zeit so still im Schloß und im Garten war, als ob alles Leben darin unter der Gluth der heißen Sonne in einen tiefen Schlaf versunken läge, ging das Gerücht leise treppauf, treppab, durch die Corridore, den Saal und die Halle, und es flüsterte überall wie von Geisterstimmen: Der Schmuck! Gebt Acht! Der Schmuck!

Eigen war es nun doch, daß der Zufall launisch oder boshaft diesen Ahnungen und Träumereien zu

Hülfe kam. Auch das Einfachste und Unbedeutendste verdichtete sich in der aufgeregten Phantasie der Müßiggänger, welche die festliche Gelegenheit im Schlosse zusammengeführt, zu einem geheimnißvollen, vielverschlungenen, fein angelegten Plan. So glaubte Herr von Blacha es mit einem Eide versichern zu können, daß Herr Samuelsohn, obgleich er heut Vormittag im Garten sich auch von ihm feierlich verabschiedet hatte, zu ungewöhnlicher Stunde, in der Weise eines Mannes, der sich auf Schleichwegen weiß und nicht gesehen werden will, in das Schloß zurückgekehrt wäre. Ob freilich Herr von Blacha für diese Aussage als ein gültiger Zeuge angenommen worden, war mehr als zweifelhaft. Wie gewöhnlich hatte er sein Mittagsschläfchen gehalten und war zufällig oder durch einen stärkern Windzug aufgewacht, der durch das halbgeöffnete Fenster seines kleinen Zimmers wehte, und an dies Fenster getreten. Er wohnte aber hoch oben im zweiten Stock des Hauses und mußte offen gestehen, daß der Schlaf weder seine Seele noch seine Augen ganz verlassen hatte. Dies einmal zugegeben, bemerkte er einen Mann, der in tief gebückter Haltung erst an der Gartenmauer und dann an den Bosquets entlang bis zu einem Orte schlüpfte, wo, wie Herr von Blacha wußte, sich eine kleine Eingangspforte in das Schloß befand. Ein

Mann — vielmehr nicht ein beliebiger Mann, sondern Herr Samuelsohn der Kaufmann, den im Umkreise von zehn Meilen jeder Gutsbesitzer kannte. Und dieser Mann war an der bewußten Pforte von einem weiblichen Wesen empfangen worden, von einer Frau oder einem Mädchen, denn nur solche tragen flatternde grüne Kleider; und auf dies grüne Kleid hätte der alte Herr nun gar seine Seele verwettet. Auf der entgegengesetzten Seite des weitläufigen Gebäudes war fast zur selben Stunde, wo Herr von Blacha über den Juden Samuelsohn und das grüne Kleid nachsann, dem Kutscher Jakob eine Begegnung zu Theil geworden, die ihn ebenfalls tief nachdenklich stimmte. Dicht bei den Ställen und Remisen des Wirthschafshofes vorüber führte ein Weg ins Freie und dann durch den Wald bis in die Nähe des Städtchens und der Eisenbahn, der um ein gutes Stück kürzer als die große Fahrstraße vom Schlosse und vom Dorfe aus nach der Stadt war. Die Diener pflegten ihn zu gehen. Auf diesem Wege nun sah der Kutscher den ehemaligen Jäger Robert eiligen Laufs herankommen. Das war an sich nichts Wunderbares, nach dem Gespräch in der Gesindehalle aber mußte es seine eigene Bewandtniß mit diesem Robert haben. Was hatte er im herrschaftlichen Walde, in der Nähe des Hauses zu suchen? Und

jetzt winkte er sogar mit der Mütze und rief den Kutscher bei seinem Namen. Der Kutscher und der Jäger hatten sich schon, so lange sie noch bei einem Wagen beschäftigt waren, nie mit freundlichen Augen angesehen; heute hätte Jakob seine bevorrechtigte Stellung, wie er in Hemdsärmeln mit der rothen silberknöpfigen Weste, die Pfeife im Munde, breitbeinig im Hofthor stand, nm keinen Preis aufgegeben. So ließ er Robert noch um einige Schritte näher kommen, um ihm, die Pfeife aus dem Munde nehmend, desto grober zurufen zu können: „Was willst Du hier? Das ist gräflicher Grund und Boden."

Der Andere hob den Kopf trotzig in die Höhe; „Dich will ich nicht sehen, scher' Dich zum Teufel!"

„Was schleichst Du hier herum? In der Nacht haben sie Dich auch schon gesehen. Du hast nichts Gutes vor, der Galgen ist — Dein Ende, der Galgen!"

„Ach was Nacht und Galgen! Ist Herr von Hochberg nicht im Hause?"

„Das werde ich Dir nicht auf die Nase binden."

„Du würdest Dir ein gutes Stück Geld verdienen, wenn Du ihn hierherrufen wolltest. Ich kann nicht an ihn und habe ihm doch so Wichtiges zu melden."

„Du?" machte der Andere gedehnt, und vergaß ganz, daß er seine Pfeife schon eine Minute lang in

der Hand hielt, ohne einen Zug daraus zu thun, „Du Galgenschwengel?“

„Sieh mich nicht an wie die Ochsen das neue Thor. Kennst Du mich nicht mehr? Wofür hältst Du mich?“

„Für einen Lumpen und Vagabunden“, schrie Jakob, „der sich hier fortzuscheeren hat, und zwar auf der Stelle.“ Und damit trat er in den Hof, warf das Thor zu und schob die Riegel vor, als gälte es sich vor Dieben und Einbrechern zu bewahren. Darüber war ihm die Pfeife vollends ausgegangen, und er hatte, während er Feuer schlug, nichts Eiligeres zu thun, als die Geschichte dem Kammerdiener des Grafen, der zufällig müßig im Hofe umherstand, zu erzählen. Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen, aber nicht wie Jakob meinte, über die Frechheit Robert's, sondern über die unergründliche Dummheit Jakob's. „Mein lieber Jacques“, sagte er, „Sie verstehen die Politik nicht; heben Sie einmal Ihre Hand hoch, und zählen Sie an den Fingern. Um vier Uhr kommt der Eisenbahnzug in der Stadt an, um halb fünf war Robert am Thor, folglich kam er von der Eisenbahn. Ehe er in unsern Dienst trat, war er der Bursche des Herrn von Hochberg gewesen, der ihn an mich empfohlen hat: folglich kennt er alle Bekannten des Herrn von Hoch-

berg und auch die Männer, welche — aber das verstehen Sie nicht, Meister Jacques. Einen solchen Mann hatte Robert auf der Eisenbahn getroffen. Wohin wollte dieser Herr? In's Schloß. Was wollte Robert? Den Lieutenant davon unterrichten, daß er sich auf den unliebsamen Besuch vorbereiten könne. O maître Jacques!“ und er deutete auf seine Stirn, „quelle bête! Aber das verstehen Sie wieder nicht, und nun leben Sie wohl. Ich werde selber dem Herrn Lieutenant die Meldung machen und mir einen Thaler verdienen. Das werden Sie doch hoffentlich verstehen!“

Der ehrliche Jakob stand noch immer mit seinen fünf erhobenen Fingern der rechten Hand da und verstand in der That nicht, um was es sich handelte und um was es sich nicht handelte; nur eine dunkle Vorstellung dämmerte in ihm auf, daß der Ulanenlieutenant noch in irgend einer Beziehung zu Robert stehe, und auf der Eisenbahn ein Fremder angekommen sei, der in's Schloß wolle und doch nicht in's Schloß solle.

Da indessen die beiden Beobachtungen, die eine, die Herr von Blacha, und die andere, die Jakob gemacht, sich nicht berührten und von keinem klugen Kopfe scharfsinnig zu einem Ganzen verbunden wurden, so blieben sie zunächst nur als düstere Punkte, wie so viele andere, am Himmel über dem Schlosse hängen.

Wie aber auch Stimmung und Erwartung der Festgesellschaft im Geheimen auf ein Außerordentliches gerichtet war, als einmal die Feier selbst in dem prächtig geschmückten großen Saale des Schlosses begonnen hatte, launige und scherzhafte Glückwünsche sich kreuzten, liebliche und groteske Masken sich dem Brautpaar nahten, als endlich gar Abgesandte, Alte und Junge, aus der Bauernschaft der beiden im Schutz des Schlosses gelegenen Dörfer erschienen, um auch ihrerseits in Versen, die dem Schulmeister vielen Schweiß gekostet, ihre Liebe und Ehrfurcht der jungen Gräfin zu Füßen zu legen und ihr für alle künftigen Tage des Lebens Freude und Segen zu wünschen: da entschwand den Gästen allmählig unter so vielen heiteren Anregungen jede Besorgniß vor einem traurigen Zwischenfall. So mächtig ist die Gewohnheit und die Sitte, daß sie selbst unsere Stimmungen beeinflußt, und wenn sie auch nicht das Innere unserer Herzen umkehren kann, so weiß sie doch äußerlich den Schein, heute der Fröhlichkeit, morgen der Trauer, zu verbreiten, unter dem die Gesichter aller Betheiligten einen mehr oder weniger gleichmäßigen allgemeinen Ausdruck annehmen. Wer an diesem Abend in den lichterhellten Saal, unter die frohbewegten Menschen in prangenden Festtagskleidern, getreten wäre, würde sehr erstaunt gewesen sein, wenn

ihm jener Dämon, der in Lesage's witziger Erzählung die Dächer der Häuser von Madrid aufheben konnte, unter all diesen Masken und Larven des Scherzes und der Lust das tragische Geheimniß offenbart hätte, das sie bedeckten. Selbst dem verlobten Paare hätte nur ein in der Prüfung menschlicher Gesichtszüge geübter Blick die innerliche, mühsam gedämpfte Erregung angesehen. Für den flüchtigen Beobachter war die Liebenswürdigkeit, mit der Melanie die ihr dargebrachten Glückwünsche entgegennahm, ebenso tadellos, wie ihre sanft resignirte Haltung Albert gegenüber. Sie schien die Selbstbeherrschung, die er so lange geübt hatte, nachahmen und ihm zeigen zu wollen, daß auch sie ihre leidenschaftliche Heftigkeit zu beherrschen wisse. In ihrem braunen Haar trug sie einen Kranz von Moosrosen, und dieselben Blumen rankten sich in gefälliger Weise durch die Puffen ihres weißen Tüllkleides. Von dem kostbaren Brautgeschenk ihres Verlobten hatte sie nur die Brustnadel mit dem weithin leuchtenden Brillanten angesteckt: eine zarte Aufmerksamkeit, für die ihr Albert dankte, und in der Herr von Blacha in seinem trotz alledem und alledem immer hoffnungsvollen Gemüthe den ersten Schimmer der endlichen Versöhnung Beider erkennen wollte.

Es war Alles gut gegangen trotz des Sturmes,

der am Spätabend um das Schloß zu toben anfing und für die Nacht ein Gewitter verhieß, wenn Meister Jakob, wie der Kammerdiener weltklug bemerkt hatte, verstanden, was Politik wäre. In diesem Falle nämlich wäre Hans von Hochberg, nach der Mittheilung, die ihm der Diener zugeflüstert, weniger unruhig gewesen, hätte nicht wiederholt nach der Uhr und dann nach der Thür geblickt, wie Einer, der eine Botschaft ungeduldig erwartet und sich doch zugleich fürchtet, sie zu erhalten. Er spielte bei der ganzen Festlichkeit keine beneidenswerthe Rolle, und die verzweifelten Versuche, die er machte, durch gewaltsamen Humor aus seiner schiefen Stellung herauszukommen, vermehrten nur die Unbehaglichkeit, die er mit sich selbst empfand und den Andern einflößte. Da — sie hatten sich eben zu Tische gesetzt und auf der Galerie des Saales bliesen die Musikanten Weber's Brautjungferchor — neigte sich der Kammerdiener zu Hochberg nieder und raunte ihm einige Worte zu, die diesen hastig aufstehen, seinen Stuhl zurückschieben und nach einer Verneigung gegen die Braut hin aus dem Saal gehen ließen. Es konnte nicht anders sein, als daß die Blicke Aller dem Davoneilenden folgten und sich dann, Erklärung suchend, auf den Grafen Waldhelm richteten, dem der Lieutenant zur linken Hand gesessen hatte. Der Graf hatte

wohl in seinem Leben schon peinlichere Lagen überstanden. Er begegnete den fragenden Blicken seiner Gäste mit jenem halb liebenswürdigen, halb ironischen Lächeln, das ihm für solche Vorfälle jetzt als Schild, jetzt als Degen, um feindlichen Angriffen zu widerstehn, immer zu Gebote stand, und sagte, wie zur Entschuldigung seines Neffen, nach rechts und links hin: „Dienstgeschäfte!“ Und er sagte dies mit einem Ton, der den Kundigen andeutete, daß er selbst an diese Geschäfte im Dienste und ihre Wichtigkeit nicht glaube, den Andern, Nichteingeweihten aber wie unumstößliche Wahrheit klang. Melanie's Kopf glühte, hülfesuchend ließ sie ihre Augen durch den Saal schweifen, nur auf den Mann, der neben ihr saß, wagte sie nicht zu blicken. In dem Bewußtsein ihrer Schuld hatte sie das Gefühl, daß Albert ihr mit Recht diesen seltsamen Vorfall zum Vorwurf machen könnte. Seinen strengen Ansichten von Regelmäßigkeit und Ordnung wie seinem feinen Takt mußte eine solche Scene doppelt beschwerlich fallen. Heute aber war es anders. Für ihn, den Mann, der seiner Stellung, seines Reichthums und seines Willens sicher war, erhielt der Wirrwarr in diesem Hause, der Gegensatz der hohen Ansprüche zu der Bedürftigkeit; des leeren Scheins zur ernsten Wahrheit, mehr und mehr das Ansehen einer tollen Maskenkomödie. Der Ge-

danke, das ganze Leben sei nur ein Fastnachtsscherz, hatte sich ihm niemals unwiderstehlicher aufgedrängt. Und dabei mischte sich in sein spöttisches Lachen noch das Gefühl eines kleinen Triumphes. Wie recht hatte er am Morgen gehabt, Melanie zu einem offenen Geständniß aufzufordern, wie tief mußte jetzt ihre Beschämung wegen ihres trotzigen und hartnäckigen Schweigens sein! Ununterbrochen hatte indessen die Musik weiter gespielt, und merkwürdig, gerade als sie endete, trat auch Hans wieder in den Saal, lant lachend, eine telegraphische Depesche in der Hand. Er erbat sich einen Augenblick Ruhe, entschuldigte die Störung, die er verursacht, und versicherte mit der heitersten Miene, daß seine Kameraden ihn beauftragt hätten, in ihrem Namen dem Brautpaar die Huldigung des ganzen Regimentes darzubringen. Das wurde mit so gutem Humor von ihm vorgebracht, und Herr von Blacha kam ihm mit erhobenem Glase so bereitwillig zu Hülfe, daß in dem allgemeinen Hochruf, dem Klingen der Gläser, dem Schütteln der Hände, Niemand Verlangen trug, den Wortlaut der Depesche, die Hochberg sich eben vorzulesen anschickte, zu vernehmen. Noch setzte sich das Gläserklingen fort, als er das Blatt in die Tasche steckte und halblaut, aber doch so, daß es die Nähersitzenden hören konnten, zu seinem Oheim sagte:

„Nein, es geht doch nicht, die Kameraden haben nicht für Damen geschrieben!“ Albert erfüllte nur eine Pflicht der Höflichkeit, als er darauf in kurzen Worten Herrn von Hochberg und seinen Kameraden für die freundliche Rücksicht auf sein Wohlergehen dankte. Waren nun seine Worte ein wenig zweideutig gewählt, oder der Ton seiner Stimme zu ironisch gefärbt: als das Mahl zu Ende gegangen und die Jüngeren in der Gesellschaft im Nebensaale zum Tanze sich anschickten, zog ihn Herr von Blacha mit der heimlichen Frage auf die Seite: „Sie glauben nicht an die Depesche?“

„Doch“, entgegnete Albert, „nur nicht an ihren Inhalt. Es wäre doch mehr als drollig, wenn adelige Offiziere in Wirklichkeit einem bürgerlichen Kaufmanne ihre Gratulation darbrächten.“

„Und sind Sie erzürnt darüber?“

„Im Gegentheil, das Lustspiel ist im besten Gange. Wie lange kann es noch dauern, und die Verwirrung hat den höchsten Grad erreicht! Ich ahnte nicht, als ich hierher kam, daß ich auch zu einer Komödie geladen sei.“

„Und die Lösung, wie denken Sie sich dieselbe?“

„Heiter, Herr von Blacha, im Sinne Molière's, eine Läuterung für Alle.“

Darüber hatte der Tanz begonnen, und da Albert

es ausdrücklich abgelehnt, an demselben Theil zu nehmen, so konnte es Niemand als einen Verstoß gegen die Sitte betrachten, daß nach dem ersten Tanz Melanie mit ihrem Vetter in die Reihe trat. Während sie im schnellen Wirbel sich durch den Saal schwangen, flüsterte er im Schutz der rauschenden Musik, die jedes einzelne Wort übertönte, in abgebrochenen Sätzen ihr zu: „In zwei Stunden muß ich fort. Um zwei Uhr geht der Eisenbahnzug nach der Hauptstadt, wenn ich bleibe, bin ich ein verlorener Mann. Morgen wollen meine Gläubiger bei dem Regimentscommando ihre Klage erheben. Ein guter Freund ist mir entgegengekommen, mich zu warnen, und erwartet mich auf dem Bahnhofe." Was er nun noch sagte, verklang für Melanie in dem allgemeinen Geräusch, es sauste ihr vor den Ohren, wie das Brausen eines gewaltigen Meeres, in dessen Fluthen sie unwiderstehlich immer tiefer hinabgezogen wurde. Sie hatte auch keine Antwort auf alle seine Bitten und Fragen, sie erwiderte nur: „Morgen!"

Der Walzer war zu Ende. Hochberg hatte seine erschöpfte Tänzerin zu einem Stuhl geführt, welcher der Musikantengalerie sich gerade gegenüber befand. Auf dieser Galerie hatten hinter den Musikanten die Diener des Schlosses und einige vom Haushofmeister

Bevorzugte aus dem Dorfe Platz genommen. Als unten im Saale Melanie sich niedersetzte, erschien oben Lisette, die sich bisher von dem ganzen festlichen Treiben fern gehalten hatte, wie der Kammerdiener behauptete, aus gerechtem Zorn über die boshaften Anspielungen des Gärtners bei der Mittagsmahlzeit, die ein ehrenwerthes Mädchen, — une fille d'honneur — wie er sich ausdrückte, um von den Andern nicht verstanden zu werden, nicht auf sich sitzen lassen könne. Sie arbeitete sich durch die Gaffer und wurde bald schiebend, bald geschoben, in die vordere Reihe der Musikanten selbst gedrängt. Um besser sehen zu können, beugte sie sich über die Brüstung, und zur selben Zeit erhob sich Melanie von ihrem Stuhl und verließ unter dem Vorwand, eine Weile sich ausruhen zu wollen, da sie einen leichten Druck im Kopfe fühle, den Saal. Sie hatte Blacha's Arm angenommen und ließ sich von ihm bis in die Nähe ihres Zimmers führen. In seiner gutmüthig geschwätzigen Weise beutete der alte Herr diese vor der Trauung schwerlich für ihn wiederkehrende Gunst des Zufalls aus, indem er ihr eine glänzende Schilderung von den Vorzügen und trefflichen Eigenschaften Albert's entwarf und ihr eine Anzahl von Beispielen aus seiner reichen Erfahrung anführte, daß scheinbar ungleiche und nur aus Vernunftgründen

und Rücksichten geschlossene Ehen häufiger als Heirathen aus Liebe den alten Spruch zur Wahrheit gemacht hätten: Ehen werden im Himmel geschlossen.

Da Melanie schweigend und ohne Widerspruch ihm zugehört, kehrte Herr von Blacha vergnügt in den Saal zurück. Er war von dem Triumph seiner Beredtsamkeit fest überzeugt; neben den großen Schicksalsschlägen sind es deine Worte gewesen, sagte er zu sich selbst, die all' dies Herrliche vollendet. Wenn Herr von Blacha in das Pathos gerieth, fielen ihm immer Reminiscenzen aus Schiller's Dichtungen ein. Diese freudig bewegte und gerührte Stimmung erhielt noch einen höhern Schwung, als er den Grafen Waldhelm Arm in Arm mit Albert durch den Saal gehen sah. Vor Blacha's Geiste glühte im schönsten Licht die Fackel der Versöhnung auf, und in diesem Glanze, der Alles in Gold und Purpur kleidete, vergaß er sogar das häßliche Gesicht Samuelsohn's, das ihm am Nachmittag wider Erwarten vor Augen getreten war und ihm Schlaf und Verdauung verdorben hatte. In verbindlichster Form hatte Graf Waldhelm seinen Schwiegersohn gebeten, die Unvorsichtigkeit und das taktlose Benehmen seines tollen Neffen zu verzeihen; es sei ein junger, leichtsinniger Mensch, der jedem Eindruck rasch nachgäbe, zu unsinnigen Streichen einer übermüthigen Jugend

geneigt, dem man aber wegen der guten Eigenschaften seines Herzens die Fehler seines heißen Blutes vergeben müsse. Auch Albert schien dies einleuchtend; aus dem längern Gespräch mit dem Grafen zog er den Schluß, daß Hans von Hochberg sich vielleicht, von der Vertraulichkeit der Verwandtschaft verführt, auf die Hand seiner Cousine Hoffnung gemacht und ihn, seinen Nebenbuhler, darum mit nur zu erklärlicher Eifersucht und Feindschaft betrachte. Du hast dem jungen Manne doch wohl Unrecht gethan, überlegte er bei sich; wenn er deine Worte von vorhin in Blacha's Sinne aufgefaßt, hat er ein gutes Recht, dir zur zürnen. Selbst wenn seine Depesche eine Erfindung sein sollte, dich konnte im Grunde seine Lüge doch nicht verletzen; kommt es dir zu, seine Geheimnisse zu erforschen? Und so hin und hergehend, suchte er sich Hochberg zu nähern und eine vertrauliche Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen; der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung würde es nicht schwer fallen, den Andern zu überzeugen und zu gewinnen.

Diejenigen, welche die Schlacht von Waterloo mitgemacht haben, pflegen mit einem Gemisch von Staunen und Schrecken von jenem Balle zu erzählen, welcher am Abend des 15. Juni in Brüssel bei der Herzogin von Richmond gefeiert wurde. Wellington, der Herzog von

Braunschweig, eine große Zahl Officiere, ältere und jüngere, englische, deutsche, holländische, vornehme, stattliche Leute waren zugegen. Mitten in der Freude des Tanzes kamen Boten über Boten zu dem Herzog mit der Meldung, daß die Franzosen im stürmischen Vorrücken begriffen wären, und nun war es ergreifend, zu sehen, wie die jungen Männer immer wilder und stürmischer tanzten, und nach jedem Tanze ihre Zahl kleiner wurde, da der Herzog jetzt die Einen, jetzt die Andern zu ihren Regimentern schickte, vom Festsaal auf das Schlachtfeld. Wie so viele von denen, die noch eben im Tanze sich geschwungen, lagen wenige Stunden später mit dem edlen Herzog von Braunschweig todt oder verwundet in den Gehölzen von Quatrebras! Hans, der zufällig in seinem Zimmer ein Buch über den Feldzug von 1815 gefunden hatte und gestern Nacht, da er nicht einschlafen konnte, darin geblättert und auf die Schilderung dieses Balles gestoßen war, verglich noch unter dem Eindruck dieser aufregenden Lektüre seine Lage und seine Stimmung in diesem Saal mit der jener Helden. Auch ihm drohte nach kurzer Frist etwas, das viel schrecklicher war, als der Tod auf dem Schlachtfelde, der Jenen vorgeschwebt; wie sie war er der nächsten Minute nicht mehr sicher und wollte die, welche ihm noch gehörte, bis auf die Neige auskosten.

Mit wachsender Leidenschaftlichkeit warf er sich in das Tanzgewoge und trank in immer hastigeren Zügen den schäumenden Wein. Eben hatte er das Glas niedergesetzt, blickte noch einmal in den Saal, auf all' die rosigen, glühenden Mädchengesichter, als sollte er sie niemals wiedersehen, und suchte ungeduldig nach Melanie, die noch nicht wieder aus ihrem Zimmer zum Vorschein gekommen war, als Albert sich ihm näherte. Den verhaßten Mann an dieser Stelle im Augenblick des Scheidens zu treffen, zu wissen, daß er blieb, während er selbst gehen müsse und zwar gehen ohne Wiederkehr: Hochberg's Blut siedete, seine Faust ballte sich wie zum Schlage, es zuckte in allen Adern seines Armes.

„Herr von Hochberg", sagte Albert, und sein Ton mochte, gerade weil er sich bemühte, herzlich zu sein, ein wenig gezwungen klingen; „Herr von Hochberg, diese ganze Zeit über hat ein Mißverständniß zwischen uns geherrscht und zu meinem Bedauern uns von einander entfernt, weiter entfernt, als es mir wünschenswerth erscheint."

„Ein Mißverständniß? Entfernung? Daß ich nicht wüßte, mein Herr! Im Gegentheil, ich habe stets geglaubt, seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, uns Beiden wäre es am besten, das Meer läge zwischen uns!"

„Und wenn ich es versuchen wollte, dies Meer

der Irrungen —“ er betonte das Wort: Irrungen — „zu durchschiffen und an der jenseitigen Küste zu landen?“

„Der Empfang dürfte unfreundlich genug sein.“

In vino veritas! dachte Albert, und die Aufrichtigkeit, mit der Hans in seiner Weinlaune seine Abneigung gegen ihn eingestand, gefiel ihm viel mehr, als die halbe und gezwungene Höflichkeit, die er bisher erfahren. Er lächelte und sagte: „Ach Herr von Hochberg, da kennen Sie uns Kaufleute schlecht. Auf einen ersten schlimmen Empfang sind wir bei einem Fremden immer vorbereitet. Wie traurig ging es zuerst dem erfindungsreichen Odysseus bei der schönen Circe! Wir kommen mit unsern Waaren unerschrocken wieder, und der Kaufmann, der vielgeschmähte, vielbeargwöhnte und vielgehaßte, wird zuletzt das Bindeglied zwischen den Völkern zur Weltverbrüderung, und seine Hand löscht die Fackel der Zwietracht aus.“

Gerade die Ruhe und die scherzhafte Weise, in der Albert dies sagte, empörte den Offizier bis in das innerste Herz. „Ja wohl,“ rief er, „wenn man den Schleichern die Gelegenheit läßt, wiederzukommen! Wenn man sie nicht mit blutigen Köpfen heimschickt! Die Kaufleute, Herr Römer, habe ich gelesen, waren meist auch Seeräuber und Sklavenhändler und setzen das Geschäft noch heute fort!“

Die Zornader, die am Morgen Melanie auf Albert's Stirn erschreckt, flammte wieder auf. „Und der Enkel von ritterlichen Wegelagerern will mit dem Enkel der Pfeffersäcke, die seine Vorfahren geplündert, keine Gemeinschaft haben," sagte er, „das ist durchaus billig, und ich verstehe jetzt Ihre Meinung, Herr von Hochberg, Ihre ganze Meinung."

„Herr Römer . . ." Hans erstickte die Stimme vor Wuth, er erhob die Faust.

Mit verschränkten Armen, hoch aufgerichtet, stand ihm Albert gegenüber, schwer und scheinbar unbewegt, als wäre er eine Gestalt von Erz.

„Nur Blut kann diese Beleidigung sühnen, nur Blut!" keuchte Hans.

Kein Wort erwiderte Albert und rührte kein Glied: seine Kaltblütigkeit ließ ihn viel stolzer und männlicher erscheinen, als seinen unruhigen, zornbebenden Gegner. Doch wer hätte sagen wollen, welch' Ende dieser Zwiespalt genommen, hätte jetzt Melanie ihrem Vetter nicht zugerufen: „Hans!"

Sie stand hinter ihrem Verlobten, wie aus der Erde gezaubert, und schaute Hans mit großen starren Augen an. Aus ihren Haaren hatte sie den Kranz entfernt und einen Schleier aufgesteckt, der lang über ihren Rücken hinabfiel und vorn ihr Gesicht um Schläfen und

Wangen fast ganz einrahmte. Sie mochte ihn wegen des Zuges, der durch die Corridore strich, genommen haben, um sich auf ihrem Gange von ihrem Zimmer zum Saal zu schützen. Ihr Wesen war wie verwandelt, alles Leben aus ihren Gesichtszügen entwichen. Aber weder Hans noch ein Anderer kamen dazu, ihrer Verwunderung darüber einen Ausdruck zu leihen, denn eben schlug eine Uhr die verhängnißvolle Stunde. In fünf Minuten mußte Hans das Schloß verlassen haben, wollte er noch den Eisenbahnzug erreichen — und auch dies nur zu Pferde, im wilden Galopp. Noch verklang der scharfe Schlag der Uhr, als ein zuckender Blitz, ein mächtiger Donnerschlag das Schloß erschütterte, die Musik und den Tanz unterbrach. „Es hat eingeschlagen!" „Um des Himmels willen, doch nicht hier? Seht einmal nach! Oeffnet die Thüren! Welch ein Gewitter!"

Im ängstlichen Durcheinander flüchteten Mädchen und Frauen, die Männer suchten zu beruhigen. Dazwischen Donner auf Donner, Sturmsausen und strömender Regen — ein Wolkenbruch.

„Melanie, was ist Dir?" ruft die Tante.

Und da liegt sie schon in ihren Armen, in schwerer Ohnmacht; der weiße Schleier hüllt ihr ganzes Gesicht ein, Alle sind hülfreich um sie beschäftigt, nur Albert wagt nicht, sie anzurühren. Seltsam! flüstert

eine geheime Stimme in ihm, seltsam! Sie sieht aus wie Donna Sol, als der Schleier über sie fiel!

Hans ist aus dem Saal gestürzt, Niemand hat seine Entfernung bemerkt.

Sechstes Kapitel.

Bis zum Morgengrauen hatte das schwere Gewitter über dem Schlosse getobt, und die so vielfach von inneren und äußeren Eindrücken aufgeregte Gesellschaft nur wenige Stunden eines unruhigen Schlafes genossen. Schwere Wolken hingen am Himmel, als endlich die Sonne über der fernen Gebirgslinie und den Wipfeln der Bäume aufging und mit fahlem Licht die Schläfer weckte. Statt im Glanz der freudigen Stimmung des gestrigen Tages schien die Natur heute im Banne der Schwermuth gefangen zu liegen. Mit verdrossenen Gesichtern, theils übermüdet, theils betrübt und bestürzt, saßen die Gäste um den Frühstückstisch. Doch war ihre Zahl geringer als gestern, indem der eine und der andere unter den verschieden-

sten Vorwänden, es vorgezogen hatte, allein auf seinem Zimmer sein Frühstück einzunehmen. Es war, als fürchteten sie sich vor einander. Nicht einmal Herrn von Blacha, der eine Reihe von Gespenstergeschichten und fürchterlichen Jagdabenteuern bei Sturm und Regen zum Besten gab, gelang es, den Mißmuth und die Aengstlichkeit der Versammelten zu zerstreuen. Ja, seine Gespenster, die sich schließlich immer auf natürliche Weise in leere Luft auflösten, fanden nicht den geringsten Beifall. Seinen Zuhörern hätten sie viel mehr zum Herzen gesprochen, wenn sie unerklärt und geheimnißvoll geblieben wären. Alle waren auf etwas Schauriges gefaßt, und ohne daß man sagen konnte, woher es gekommen, hatte das Grauen ihr Gemüth ergriffen. Es mochte die Nachwirkung des Gewitters auf die geängstigte Psyche sein. Eben hatte Herr von Blacha wieder ein unheimliches gespenstisches Geräusch, das ihn auf einem verfallenen Jagdschlosse im benachbarten Böhmen um Mitternacht vor Jahren in Todesschweiß versetzt, prosaisch vernünftig als das Winseln und Kratzen eines Hundes erklärt, als ein lautes Geschrei, ein Rufen vieler Stimmen von dem Gange her erscholl, die Saalthür aufgerissen wurde, und ein junges Mädchen, eine der Brautjungfrauen, die hinaufgegangen war, die Langschläferin Melanie zu wecken

und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, leichenblaß und athemlos in den Saal stürzte und rief: „Er ist fort, er ist fort!“ In demselben Augenblick erschien, kaum weniger bestürzt, der Kammerdiener des Grafen auf der Schwelle der Thür, überblickte die Gesellschaft und sagte zu Herrn von Blacha gewendet: „Er ist auch hier nicht! Wenn ihm nur kein Unglück passirt ist!“

„Wem denn?“ fragte Herr von Blacha den Diener, und ein Anderer das junge, an allen Gliedern zitternde Mädchen: „Wer, was ist fort?“

„Melanie's Schmuck!“ erwiderte das Mädchen, und der Diener: „Herr von Hochberg ist verschwunden.“

Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung und Bestürzung trat ein. In dem Durcheinander der Fragen, die Alle auf einmal, jetzt an das Mädchen und jetzt an den Diener richteten, war keine Klarheit der Anschauungen, kaum eine bestimmte Antwort zu gewinnen. Diese wollten zum Grafen Waldhelm eilen, jene begaben sich nach Melanie's Zimmer, die einen riefen: man müsse sogleich nach der Stadt und dem dortigen Kreisgericht schicken, die andern sagten: „Was ist das für eine traurige Begebenheit! Wie benimmt sich Melanie bei diesem Verluste? Was wird Herr Römer thun?“ Der war, als die Unruhe und der Wirrwarr

der Meinungen den höchsten Grad erreicht hatte, in den Saal getreten, zum Theil schon durch die Diener von dem Vorgefallenen unterrichtet. Als demjenigen, den die Angelegenheit am Nächsten berührte, ließen die Anderen ihm das Wort, uud so kam man endlich dahin, wenigstens von der Entdeckung des jungen Mädchens ein deutliches Bild zu erhalten. Vor Melanie's Schlafzimmer lag ein kleines erkerartiges Gemach, in dem sich auf ihrem Toilettentisch einige Kostbarkeiten und Nippsachen befanden; Melanie liebte es, ihren Besitz zur Schau zu stellen; dennoch hatte sie die Vorsicht geübt, das Brautgeschmeide sorgfältig in die Schublade dieses Tisches zu verschließen. In der Nacht, als sie müde, vom Gewitter körperlich und von dem Streit zwischen ihrem Verlobten und ihrem Vetter innerlich aufgeregt, von ihrer Ohnmacht kaum wiederhergestellt, am Arm ihrer Verwandten, in ihr Zimmer gekommen war, hatte sie alle Hülfe, auch die Lisette's, abgelehnt, sich rasch entkleidet und auf das Bett geworfen. Sie hatte nicht weiter Acht auf den Tisch und die Schublade gehabt, die Brustnadel, die sie getragen, hatte sie in ein kleines, offen stehendes Kästchen unter den Spiegel gelegt. Im Uebrigen hatte die Freundin das äußere Zimmer unverschlossen und die Kleider unordentlich über die Stühle geworfen ge-

funden. Auf ihr wiederholtes Rufen war Melanie aus einem ängstlichen Traum aufgefahren, hatte eine Weile wie verstört aufrecht im Bette gesessen und sich erst allmählig an den Anblick der Freundin und die Umgebung gewöhnt. Nach ihrer Aussage sei es ihr gewesen, als erwache sie in einem fremden Lande, unter einer andern Sonne. Während sich nun die Freundin bemühte, sie zu beruhigen und zu trösten, und ihr beim Anziehen behülflich war, fiel ihr Blick zufällig auf den Toilettentisch. Die Schublade war ein wenig herausgezogen, der Schlüssel steckte im Schloß. Das Andere braucht nicht erzählt zu werden. Der Schreck der beiden Mädchen über den alsbald vermißten Schmuck machte sie sprachlos. Nun ein heftiges Suchen hin und her, hier und dort, ein Aufziehen aller Schubläden, ein Oeffnen der Schränke, ein Klingeln nach der Zofe: das Alles geschah in wenigen Sekunden, vermehrte aber nur die Angst der Mädchen und die Unordnung im Gemach. Albert war, nachdem er so weit Kenntniß von der Sachlage genommen, der Meinung, daß der Schmuck wahrscheinlich in der Unruhe des vergangenen Tages oder in dem Schrecken der Nacht an einen andern Platz, als dort, wo man ihn gesucht, aufbewahrt worden sei. So entsann er sich eines kleinen, mit Perlmutter ausgelegten Schrankes, der im Zimmer

stand, und in dem möglicherweise Melanie das Geschmeide hätte verschließen können. Wenn er mit dieser Ansicht einen in den Zuhörern etwa aufsteigenden Verdacht von vorn herein abweisen wollte, so bewirkte er das Gegentheil, denn jeder fand in seinen Worten nur eine auf die Spitze getriebene Großmuth, die in ihrem Uebermaß fast nothwendig den Argwohn herausforderte. Die Andern drangen deßhalb um so hartnäckiger darauf, die Polizei sogleich von dem Vorfall zu benachrichtigen; man könne ja, fügte einer spöttisch hinzu, unterdessen den bewußten Schrank öffnen und die Zimmer der jungen Gräfin auf das Genaueste untersuchen. Allem Streit machte das Erscheinen des Grafen Waldhelm ein Ende. Niemand hatte den Edelmann noch je in solcher Erregung gesehen, und diesmal war er nicht der geschickte Schauspieler, der eine Stimmung künstlich nachzuahmen oder selbst nachzuempfinden weiß, sondern von einer wahren sittlichen Empörung ergriffen, daß in seinem Hause ein so frecher Diebstahl und noch dazu, wie es doch keinem Zweifel unterliegen könne, von Genossen und Mitbewohnern dieses Hauses verübt worden sei. Für ihn bedurfte es keiner Ueberlegung, welche Schritte zu thun wären; Alles der strengsten öffentlichen Untersuchung und dem Einschreiten der richterlichen Gewalt zu über=

lassen, war die gebieterische Forderung seiner Ehre. Schweigend hatte sich Albert dem Willen des Grafen gefügt und war nach dem Gemach seiner Braut gegangen. Schwerlich aus Neigung, mehr aus Höflichkeit, dachte Herr von Blacha, der die diplomatische Kunst und den sicheren Takt seines jungen Freundes bewundern mußte. Denn so geschickt hatte Albert die Verhandlung und die sich durchkreuzenden Fragen geleitet, daß auch nicht mit einem Wort des seltsamen unbegreiflichen Verschwindens Hochberg's dabei gedacht worden war. Und gerade dies Verschwinden des Offiziers in Verbindung mit dem gleichzeitigen Verschwinden des Schmuckes gab Blacha vielerlei, wenn auch nichts Erfreuliches, zu denken. War es glaublich, daß ein Edelmann sich so weit vergessen, so tief erniedrigen konnte? Und wenn nicht, warum erschien Hochberg nicht? Wo weilte er? Warum war er gegangen? Gern hätte Blacha seine Vermuthung dem Grafen Waldhelm zugeraunt, um dessen sich überstürzenden Eifer zu mäßigen, aber ein Blick in das finstere, strenge Gesicht desselben sagte ihm, daß er mit seiner Warnung schlecht bei dem Unerbittlichen fahren würde, der ganz das Ansehen eines modernen Brutus hatte und bereit schien, selbst seine nächsten Verwandten seiner beleidigten Ehre zu opfern. Schon jagte auch

ein Diener auf rasch gesatteltem Pferde spornstreichs nach der Stadt, einen Beamten zur Untersuchung des Falles herbeizuholen.

An einem Diebstahl des Schmuckes war nicht länger zu zweifeln. Das Geschmeide wurde trotz allem Suchen nicht gefunden. Aber das Zimmer, in dem der Diebstahl geschehen war, hatte, wie Blacha bei sich bemerkte, bei all' diesem Nachforschen in Schränken und Tischen, in den Ecken und Winkeln eine vollständige Umwandlung erfahren. Nichts stand mehr genau an dem Platz, den es am Morgen innegehabt. Die Kleider waren fortgeräumt, die Sessel zusammengerückt worden. Und wiederum war es auffällig, daß vor allen Andern Albert das Möglichste that, diese Umgestaltung noch zu vermehren.

„Wenn die Polizei kommt," meinte Blacha, „wird sie ein schweres Stück Arbeit haben, in diesem so rein gefegten, von unterst zu oberst umgekehrten Zimmer auch nur die leiseste Spur des Diebes zu entdecken."

„Wer sagt Ihnen denn," erwiderte Albert, „daß ich die Polizei überhaupt hier haben will? Den Eintritt in das Schloß kann ich ihr nicht wehren, dafür habe ich ihr die Untersuchung gründlich verdorben. Alles in Allem, eine geöffnete Schublade, ein ver-

lorener Schmuck. Wer ist der Dieb? Und nun rathe, wer kann!"

„Sie selbst haben also schon gerathen?"

„Gewiß, nur erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen die Lösung sage."

Blacha versuchte zu lächeln, aber das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, als Albert ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Mein werther Freund, Sie sind auf falscher Fährte!"

Die Blicke beider Männer begegneten sich, und Blacha sah Albert's Augen mit einem schnellen, blitzartigen Zucken auf Melanie gerichtet.

Was ging in Albert's Seele vor? Was wußte, was ahnte er? Was war hier Wahrheit, was Täuschung des Zufalls oder der Leidenschaft?

Theilnahmlos wie eine Betäubte, und dann wieder in Thränenströme ausbrechend, saß Melanie unter ihren Freundinnen. Sie hatte, als Albert sich zuerst ihr genähert, die Hände über das Gesicht geschlagen und wäre — so wenigstens erschien es den Andern — zu seinen Füßen niedergesunken, wenn er ihr nicht zuvorgekommen, sie sanft in seine Arme genommen und mit tröstendem Zuspruch beruhigt hätte. Der Verlust des Schmuckes, ihr körperliches Leiden, die unselige Nachricht von der Flucht ihres Vetters, die ein Unbe-

rufener ihr mitgetheilt, erklärten hinlänglich ihren Zustand. Jeder billigte darum den Vorschlag Albert's, daß man sie ferner nicht mit Fragen bestürmen, sondern endlich einige Stunden allein lassen möge: derweilen würden sich ihre aufgeregten Sinne beruhigen, und die schrecklichen Phantasieen, die sie quälten, verschwinden. Sein Machtwort entfernte endlich Alle aus Melanie's Zimmer bis auf die ältere Verwandte, zu der sie in diesen schlimmen Stunden einiges Zutrauen gefaßt hatte. Von den Dienerinnen wollte sie keine um sich sehen, am wenigsten Lisette, die schreiend und klagend, daß sie die Gunst ihrer sonst so freundlichen Herrin verloren habe und doch an dem Verlust des Schmuckes unschuldig sei, im Schloß umherirrte.

Ueberhaupt war die ganze Dienerschaft durch den Diebstahl in die größte Bestürzung versetzt worden. „Da haben wir die Bescheerung," sagte Einer zum Andern und stieß ihn mit dem Ellbogen an, aber statt der Witze und Scherze kamen nur gegenseitige Anklagen, Vorwürfe und Beschuldigungen zum Vorschein. Hierin sollte der Eine, darin der Andere seine Pflicht versäumt haben. Ja, eingetroffen war, was sie während des vergangenen Tages erwartet; allein das wirkliche Ereigniß hatte ein anderes Aussehen, als das geträumte, und während sie als kleine Leute

sich sicher vor dem Blitz geglaubt, der nur die Höhen und Spitzen treffen soll, war das Gewitter jetzt in ihrer Mitte eingeschlagen und bedrohte Jeden von ihnen, wenn nicht mit Strafe, so doch mit argem Verdacht. Der Graf hatte strenge Musterung unter ihnen gehalten und ein langes und peinliches Verhör mit den Einzelnen angestellt. Ueber den Verbleib des Schmuckes war weder von den Dienern noch von den Mägden auch nur die geringste Andeutung zu erhalten. Im Verlauf der Untersuchung verschaffte sich die Meinung immer größere Geltung, daß der Dieb während des Balles, als die ganze Gesellschaft und die Dienerschaft im Saal versammelt, und Gänge und Treppen menschenleer gewesen, die glückliche Gelegenheit rasch benutzt habe, sich in Melanie's Zimmer zu schleichen, und dann mit seinem Raube, im Schutz der Dunkelheit und des ausbrechenden Gewitters, unangefochten entkommen sei. Mehr Aufklärung gewährten die Aussagen der Diener hinsichtlich der Entfernung Hochberg's. In seinen grauen Reitermantel gehüllt, die Mütze tief in die Stirne gedrückt, in stürmischer Hast, war der junge Mann — der Regen hatte eben sündfluthartig niederzuströmen angefangen — in den Ställen erschienen, hatte sich von dem einzigen Stallknecht, der gerade gegenwärtig war, sein

Pferd satteln lassen und war in sausendem Galopp davongejagt, in der Richtung der Stadt zu. Der Reitknecht machte erst jetzt diese Meldung, da er immer noch auf die Rückkehr des Herrn von Hochberg gehofft hatte. Die Mienen des Grafen Waldhelm wurden, je mehr er in seinen Forschungen vordrang, desto strenger und starrer; was er in seiner ersten Aufwallung auch nicht mit der entferntesten Ahnung bedacht, das malte sich ihm immer bestimmter, immer deutlicher in der Farbe der Gewißheit ab: die Schuld seines Neffen. Eine gewisse Erleichterung bereitete ihm in dieser ängstlichen Spannung das unerwartete Erscheinen Robert's, der, den Rappen Hochberg's am Zügel, in den Hof des Schlosses schritt.

„Das ist der Dieb, das ist der Dieb!" schrieen wie mit einer Stimme die Andern, zufrieden, einen Blitzableiter entdeckt zu haben, eine unsichere Persönlichkeit, auf deren Haupt aller Wahrscheinlichkeit nach sich der schwerste Argwohn sammeln mußte. Sie thaten das Ihrige dazu. Keiner hatte bisher den Namen Robert's ausgesprochen, obgleich er in der Seele eines Jeden lag; die Beschuldigung des Diebstahls war eine so schwere, daß sie sich gescheut, sie an einen bestimmten Namen zu heften. Jetzt aber trat der Mensch, dem man mit einigem Anschein die That

zumuthen konnte und dessen Vergangenheit und Benehmen in den letzten Tagen manchen Anlaß zum Argwohn gegeben, in durchaus fragwürdiger Gestalt unter sie. Warum sollten sie länger mit der Stimme ihres Gewissens zurückhalten? Noch ehe Robert, von seinen früheren Genossen festgehalten, vor den Grafen in den Saal geführt war, hatte dieser schon von seinem nächtlichen Gespräch mit Lisette im Garten und dem Auftritt mit dem Kutscher Jakob vor dem Hofthor gehört. Auf die Fragen Waldhelm's antwortete Robert mit einer schwer zu verkennenden Unsicherheit. Der seltsame Empfang, der ihm zu Theil geworden, hatte ihn verwirrt und erschreckt. Er that wie Einer, der in fremden Zungen angeredet wird. Da er noch keinen neuen Dienst angenommen, sich im Gegentheil immer noch Hoffnung gemacht hatte, den Grafen wieder zu versöhnen, war er in dem Städtchen, seinem Geburtsort, geblieben und hatte auf dem Eisenbahnhofe bei Fremden und Reisenden vorübergehend Beschäftigung gesucht und häufig erhalten. In derselben Absicht wäre er auch, so lautete seine Aussage, in der Nacht auf dem Bahnhofe gewesen, als Herr von Hochberg dort eingetroffen, um mit einem Freunde, der ihn schon seit mehreren Stunden erwartet, nach der Hauptstadt zu fahren; der Herr Lieutenant hätte eben noch die

Zeit gehabt, ihm die Zügel seines Pferdes zuzuwerfen und ein Billet zu lösen, in der nächsten Minute sei der Zug abgegangen. Der fürchterliche Sturm und Regen hätte ihn abgehalten, das Pferd noch in der Nacht wieder zurückzubringen, überdieß sei das Thier zu erschöpft gewesen, und er habe es in einem Schuppen des Bahnhofes für einige Stunden untergebracht. Diese Behauptungen klangen wahrscheinlich und beruhigten den Grafen wegen seines Neffen; es war doch kaum anzunehmen, daß er mit seinem Raube in Begleitung eines Andern nach der Hauptstadt gereist sei. Diese Keckheit hätte an die Grenze der Frechheit gestreift. Freilich, warum hatte er das Schloß überhaupt verlassen, so eilig, so ohne jeden Abschied, in einer Rücksichtslosigkeit, die den Wirth noch schwerer als die übrigen Gäste traf? Was konnte ihn zu solchem unbegreiflichen und unschicklichen Betragen gegen den Oheim, gegen Melanie veranlaßt haben?

Während der Verhandlung mit Robert war ein höherer Beamter der Polizei auf dem Schlosse erschienen, und ehe er sich nach dem Zimmer der jungen Gräfin begab, um den Ort der verbrecherischen That in Augenschein zu nehmen, begann er ein scharfes Verhör mit Robert, der ihm als ein wilder Bursche schon von mancher Rauferei her bekannt war und ihm

nicht das geringste Vertrauen einflößte. Alles vereinigte sich verhängnißvoll wider den entlassenen Jäger. Der Gärtner klagte ihn an, der Kutscher, nun rückte auch Herr von Blacha mit seiner Schattengeschichte vor. Das verdutzte Gesicht, das diesen Behauptungen gegenüber Robert machte, verschlimmerte seine Sache in den Augen des Beamten. Zuletzt verdarb ihn ein mißlicher Umstand in seiner Erzählung rettungslos. Auf die Frage des Beamten: wer denn der Freund gewesen, der Herr von Hochberg auf dem Bahnhof erwartet habe? schwieg er, stotterte dann und behauptete endlich, den Namen dieses Mannes nicht zu wissen, er habe ihn nur öfters in der Wohnung des Lieutenants gesehen, als er noch in dessen Dienst gestanden. Für den Beamten hing die Begebenheit, wie er dem Grafen versicherte, klar wie das Sonnenlicht folgendermaßen zusammen. Robert hatte, durch seinen früheren Aufenthalt im Schlosse mit allen Gängen, Zimmern und Schlupfwinkeln desselben wohlvertraut, durch seine Geliebte von dem kostbaren Schmuck unterrichtet, vielleicht auch von dem Orte, wo er aufbewahrt wurde, während des Festes das Geschmeide gestohlen, es auf dem Bahnhof jenem Fremden, den er jetzt als einen Freund Hochberg's darzustellen suche, übergeben, da er selber nicht in der Lage war, es verwerthen zu können,

und sei dann, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen und seinem Helfershelfer einen Vorsprung zu verschaffen, nach dem Schlosse zurückgekehrt. Nichts wäre ihm daher erwünschter gekommen, als der Auftrag des Offiziers, den Rappen zurückzuführen, so habe er unter einem schicklichen Vorwande Alles, was im Schlosse seit der Entdeckung des Diebstahls geschehen, erkundigen können. Offenbar gab es in dieser Erklärung des Verbrechens noch manche Lücke und manchen dunklen Punkt, aber im Allgemeinen leuchtete sie Allen ein, am meisten Herrn von Blacha, der auch hinsichtlich des Fremden eine sehr bestimmte, vorgefaßte Meinung hatte. Wer konnte es anders gewesen sein, als Herr Samuelsohn, der am gestrigen Morgen ihm und dem Grafen von seiner bevorstehenden Reise nach Warschau gesprochen hatte? Ein Wucherer kann leicht zum Hehler werden, die russischen und polnischen Damen sind Freundinnen von Edelsteinen, das war Blacha's Ansicht. Wenn Samuelsohn den Nachtzug genommen, so wäre er eine Strecke bis zur Abzweigung der Bahn mit Herrn von Hochberg gefahren. Aus dieser Stimmung heraus sagte er, Robert scharf fixirend: „Wenn Sie mehrere Stunden auf dem Bahnhofe waren, so müssen Sie auch unsern Nachbar und Bekannten, Herrn Samuelsohn, gesehen haben, der hat doch ohne Zweifel

mit Herrn von Hochberg und dessen angeblichem Freunde gesprochen?" Wieder schwieg Robert, verfärbte sich, stotterte, kurz: hier lag der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit, und der Bursche war, wenn nicht schuldig, so doch vollständig reif für eine längere Untersuchungshaft bis zu einem aufrichtigen Geständniß.

Während der Graf den Beamten auf seinen Wunsch nach dem Zimmer Melanie's führte, unterrichtete er ihn von dem Unwohlsein derselben und bat ihn, Rücksicht auf ihren Zustand zu nehmen und sie mit Fragen nicht zu quälen, vor Allem der Verhaftung Robert's noch nicht zu erwähnen, da sie bisher ihre Zofe Lisette, die wahrscheinlich mit dem ehemaligen Jäger unter einer Decke stecke, lieb gehabt und ihr viel vertraut habe Der Beamte fand in dieser Bitte Nichts, dem er nicht hätte zustimmen können. Für ihn war ja die Sache schon entschieden. Er besichtigte nur das Zimmer, den Tisch, die geöffnete Schublade, erkundigte sich nach den einzelnen Stücken des Schmuckes, die ihm aber nicht Melanie, sondern die alte Dame beschreiben mußte. Melanie lag in einem unruhigen Halbschlummer auf ihrem Bett.

„Wir haben den Verbrecher," sagte der Beamte leise zu dem Grafen, „das ist die Hauptsache. Wenn die junge Gräfin den ersten Schreck überstanden

hat, nach der Unruhe dieser Tage, wird es noch Zeit genug sein, sie zu vernehmen. Auf die Kammerjungfer bitte ich Sie indessen ein wachsames Auge zu haben."

Geflissentlich hatte sich Albert von der ganzen Verhandlung fern gehalten, und als man seine Gegenwart gewünscht, sagen lassen, ihm sei die Sache in Hinsicht auf seine Verlobte zu peinlich, und zu unbedeutend in Bezug auf den Lärm, den man darüber schlage. Seine feste Ueberzeugung sei es nun einmal, so oder so, der Schmuck werde sich wiederfinden, übrigens stamme sein Wissen der Geschichte bekanntlich nur aus zweiter Hand, aus den Mittheilungen Anderer. Mit einer gewissen Heftigkeit, die gegen seine sonstige Ruhe abstach, hatte man ihn sein Zimmer verlassen und nach dem Garten gehen sehen. Blacha nannte die Haltung seines jungen Freundes und die zarte Schonung gegen das gräfliche Haus, die sich in allen seinen Worten und Handlungen kund gab, geradezu verehrungswürdig. Dem Grafen Waldhelm war das Herz schwer, er fühlte, daß sein zukünftiger Schwiegersohn mehr als einen Grund zur gerechten Klage gegen ihn, gegen Melanie und Hans von Hochberg hätte. Zwar wußte er von dem heftigen Streit der jungen Männer auf dem Balle Nichts, aber das seltsame Betragen

Melanie's gegen ihren Verlobten, die Taktlosigkeit Hochberg's waren ihm nur zu gegenwärtig. Wodurch hatte Albert eine solche Behandlung verschuldet, war er ihm nicht ein Retter aus der äußersten Noth gewesen, liebte er Melanie nicht? Der Gedanke, daß Melanie's Abneigung gegen ihren Verlobten ihre tiefste Wurzel nicht in seinem bürgerlichen Namen und Geschäft, sondern in einer schwärmerischen Jugendliebe zu ihrem Vetter haben könne, beschäftigte den Grafen nur eine kurze Frist. Was hatte eine solche Thorheit mit einer Ehe zu thun, die vielleicht den Glanz des alten Hauses wiederherstellte, sicherlich aber seinen Untergang aufhielt? Einer Gräfin Waldhelm war die Freiheit nicht gegeben, ihre Hand aus Liebe zu verschenken, sie mußte sich höheren Rücksichten opfern. Mochte sie im Stillen ihrem verlorenen Traume nachweinen, äußerlich war sie es ihrem Vater, ihrem Namen schuldig, eine angemessene, Haltung zu bewahren. Nur ihr leidender Zustand bewahrte sie vor einer heftigen Strafrede des Grafen, aber er empfand es mit doppeltem Zwange, daß er vor Albert ihr Betragen entschuldigen und Alles aufbieten müsse, wenigstens die ärgste Verstimmung aus dessen Seele zu verscheuchen.

Er fand ihn im Garten in grüblerisches Sinnen versenkt auf einer Bank sitzen. Der Wind schüttelte

die Regentropfen von den nassen Zweigen des Baumes, unter dem er saß, auf ihn, ohne daß er es zu bemerken schien. Auf seinem Gesicht lag eine tiefe Abspannung, als habe der lange Kampf der Empfindungen und Gegensätze endlich auch seine Kräfte erschöpft.

„Herr Römer — mein lieber Sohn," sagte der Graf im Ausbruch der Herzlichkeit und legte ihm die Hand auf die Schulter, „Sie leiden! Ich sehe es Ihren müden Augen an. Und nicht des entwendeten Schmuckes wegen! Warum wollen wir uns länger täuschen? Sie haben ein Recht, nur allzu sehr ein Recht, Melanie zu zürnen! Ich sinne umsonst, was diese Umwandlung Ihres Wesens hervorgebracht hat ..."

„Um so deutlicher erkenne ich den Grund," entgegnete tonlos Albert.

„Sie meinen?" fragte der Graf mit bebenden Lippen zurück.

„Nichts, was Sie oder Ihre Tochter kränken könnte. Ich glaube, Pflanzen, die man aus ihrem mütterlichen Boden reißt und in einen andern versetzt, müssen etwas dem Aehnliches erleiden, wie Melanie in diesen Tagen."

„Ich versprach mir so viel des Glücks von dieser Verbindung, so viel! Ich habe die übertriebenen Vor-

urtheile meiner Standesgenossen nicht erst seit gestern abgelegt und jeden Ehrenmann stets als meinesgleichen geschätzt. Boshafte Einflüsterungen müssen Melanie's Gemüth verwirrt haben..."

Albert hatte sich gewaltsam gefaßt. „Wenn Sie mir ein Wort in dieser Angelegenheit gestatten, Herr Graf. . . "

„Ein Wort? Und Herr Graf? So förmlich! Soll ich annehmen, daß Sie auch gegen mich einen stillen Vorwurf in der Seele haben?"

„Gewiß nicht! Zum mindesten würde ich mir denselben machen müssen: die Schwierigkeiten dieser Verbindung zu gering angeschlagen und die Kraft eines Mädchenherzens für nichts gerechnet zu haben. Ein Rechnungsfehler, der den Kaufmann stärker trifft, als Sie!"

„Ein Mädchenherz! Das ist wetterwendisch wie Aprilwolken. Wahrhaftig, lieber Albert, ich muß lachen. Wenn ich Sie ansehe, bedenke, was Sie sind, ein Mann von so großer Bildung und Welterfahrung, von jener Verschlossenheit und Gehaltenheit, welche die Frauen beinahe dämonisch anzieht, und dann hören, daß Sie an Ihrem Siege über ein trotziges Mädchenherz nach dem ersten abgeschlagenen Sturm verzweifeln — nein, lieber Albert, es ist, lassen Sie es den älteren Freund sagen, es ist zu spaßhaft!"

„Spaß oder Ernst — es ist dieselbe Erscheinung, und nur darauf kömmt es an, ob wir ihre Licht- oder ihre Schattenseite gewahren. Auch gebe ich die Parthie nicht verloren. Nur darauf bestehe ich, daß man Melanie nicht mit dieser unglückseligen Schmuckgeschichte ängstigt."

„Was soll sie ängstigen? Der Verbrecher ist entdeckt."

„Um so eher wird hoffentlich die Polizei das Schloß verlassen. Der Anblick eines überall umherspähenden Beamten raubt mir jede Freiheit des Geistes, er peinigt, ich weiß es, meine Braut."

Der Graf sah ihn starr an und sein Gesicht ward dunkelroth.

„Suchen Sie, finden Sie Nichts in meinen Worten", setzte Albert schnell hinzu, der gefaßter wurde, je weiter er sprach. „Der Schmuck ist Melanie's, oder wenn Sie dies lieber hören, ihr und mein Eigenthum. Wir wollen uns durch die Sorge um seinen Verlust nicht unsern Festtag verdüstern lassen. Ganz empfinde ich es aus Melanie's Seele heraus, wie schrecklich es ist, unsere Ehe — mit einer Kriminaluntersuchung zu beginnen. Ein stärkeres Herz als das ihre könnte dadurch erschüttert, ein ruhigerer Sinn verstört werden. Wenden Sie, ich bitte Sie, Ihr Ansehen an, um die

Beamten sogleich aus Ihrem Hause zu entfernen. Lassen Sie, was geschehen, unter uns für's Erste vergessen und verschwiegen sein. Die Gerechtigkeit wird uns früh genug daran erinnern."

„Versteh' ich Ihre halben Worte recht ..."

„Hören Sie aus Allem nichts als meine Liebe zu Melanie heraus — eine Liebe, die durch andere Handlungen als durch das Geschenk eines Brillantschmuckes bewiesen werden soll."

Er hatte sich bei diesen Worten von der Bank erhoben und war mit kurzem Gruße an dem Grafen, der verlegen, zornig und zugleich wieder auf das Aeußerste bestürzt, das Gespräch fortsetzen wollte und es doch nicht wagte, vorübergeschritten. In dem großen Laubgang, der in gerader Linie auf das Portal des Schlosses zuführte, begegnete ihm Melanie. War es der verschleierte Himmel, war es die Wirkung ihres zerrütteten Seelenzustandes, ihre sonst so stolze Schönheit hatte einen rührenden Zug erhalten, etwas Bittendes und Bangendes.

„Ich suchte Sie," sagte sie hastig schon aus einiger Entfernung zu ihm, und ihr Schritt beflügelte sich. Als sie dann vor ihm stand, verbesserte sie sich: „Ich suchte meinen Vater — ich erfuhr, daß er in den Garten gegangen."

„Ich komme von ihm, Melanie.“

„Was haben Sie mit ihm gesprochen? Sagen Sie es mir, Albert, mein Herz ist zum Zerspringen voll.“

„Ich habe ihn beruhigt, soweit ich es vermochte, und ihn gebeten, diese seltsame Begebenheit nicht weiter zu verfolgen, wenigstens jetzt nicht. Sie brauchen Ruhe, Melanie, ich will sie endlich haben.“

Sie zog den Schleier dichter um das Gesicht, so daß es ihm unmöglich wurde, ihr gerade in die Augen zu sehen. „Ich habe Sie gestern beleidigt, Albert,“ sagte sie mit gesenkter Stimme, „Sie sind ein Ehrenmann, ich thue Abbitte. Sie forderten gestern Vertrauen von mir, darf ich heute Wahrheit von Ihnen fordern?“

„Fordern Sie nur,“ antwortete er.

Sie hemmte plötzlich ihren Schritt, blieb vor ihm stehen und fragte, ihre ganze Kraft zusammennehmend: „Im Hause geht ein schreckliches Gerücht um, man spricht es nicht aus, aber ich höre es doch: Mein Vetter, Hans von Hochberg, habe meinen — habe den Schmuck entwendet.“ Sie schöpfte Athem. Der Wind hob den Schleier ein wenig empor, ihr Antlitz war blaß und weiß wie ein Kopf von Marmor, nur ihre Augen blitzten mit wildem Feuer. „Was denken Sie, Albert? Was denken Sie? Aber die Wahrheit!“

„Die Wahrheit? Nun denn, Gräfin Melanie“

— und er sah sie mit seiner ruhigen Gelassenheit an — „auf mein Gewissen, ich bin der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Herr von Hochberg den Schmuck nicht genommen hat. Vor jedem Gericht der Welt würde ich dasselbe versichern."

Unter seinen Worten und Blicken war das wilde Feuer ihrer Augen erloschen, sie wandte den Kopf zur Seite, aber ihre Hand, die er ergriffen, ließ sie ihm widerstandslos.

So gingen sie schweigend unter den regenschweren Bäumen, Hand in Hand, grau war der Himmel, grau das Leben.

Siebentes Kapitel.

Seit zehn Tagen war Melanie die Gattin Albert's. Das Hochzeitsfest, zu dem die Gäste von so weit hergekommen, hatte einen traurigen Ausgang genommen. Wenige Stunden nach der Trauung waren die Neuvermählten wider die Erwartung und Abrede nach der Hauptstadt der Provinz, dem Wohnort Albert's, abgereist. Melanie schien der Boden unter den Füßen zu brennen und von allen Orten der Welt das Schloß ihrer Väter der verhaßteste. Sie hatte noch vor der Trauung ihren Verlobten gebeten, ihr diesen ersten und größten Wunsch in ihrer jungen Ehe zu erfüllen: auf der Stelle mit ihr abzureisen. Der Graf hatte kein Wort eingewandt, sondern es nur natürlich gefunden, daß die junge Frau den Untersuchungen fern

bleiben wollte, die das Gericht wegen des entwendeten Schmuckes im Schlosse und bei der Dienerschaft in den nächsten Tagen anzustellen beschlossen. Denn von seinem ersten Schreck zurückgekommen, hatte Robert bei seinem zweiten Verhör, als ihm endlich klar geworden, wessen man ihn beschuldige, und worauf diese Anschuldigung beruhe, jeden Antheil an den behaupteten Diebstahl so entschieden geleugnet und so unzweifelhaft dargethan, daß er an jenem Abend und in jener Nacht auf dem Bahnhofe beschäftigt gewesen, daß der Untersuchungsrichter in seiner Meinung von der Schuld des Angeklagten irre wurde und die Sache von einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten anfing. Trotz aller Mühe jedoch, die er sich gab, war in diesen neun Tagen die Angelegenheit um keinen Schritt der Klarheit näher gerückt. Obgleich der Graf schon zweimal seinen Schwiegersohn in ausführlichen Briefen von dem Fortgang der Untersuchung in Kenntniß gesetzt, hatte Melanie nicht das Geringste davon erfahren. Aus Rücksicht auf ihren leidenden Zustand hatte Albert einen dichten Schleier über die Geschichte gedeckt, die für ihn eine ganz andere tragische Bedeutung hatte, als für den Richter, und im Gespräch mit seiner Gattin niemals wieder des Schmuckes erwähnt. Dies war nicht schwer; die Gatten pflegten nur selten länger

mit einander zu sprechen. Nicht aus Abneigung, versicherten sich gegenseitig die Diener des Hauses; der Arzt hatte die größte Schonung für die junge Frau empfohlen, die im heftigen Fieber in ihr neues Hauswesen getreten war. Zu der Aufregung der so seltsam bewegten Tage vor ihrer Hochzeit hatte sich die Anstrengung der Reise, ein plötzlicher Wetterumschlag, der die bisherige Wärme in feuchte Kälte verwandelt, ein inneres Leiden gesellt. Der Arzt war im Grunde der erste Mensch gewesen, den Melanie in ihrem Hause gesehen; er hatte bei ihrem Anblick ein bedenkliches Gesicht gemacht und Albert gegenüber nicht mit seiner Besorgniß zurückgehalten: ein Nervenfieber sei im Anzuge und lasse, wenn man seinen Ausbruch nicht verhindern könne, bei der körperlichen Schwäche und der geistigen Unruhe Melanie's das Aeußerste befürchten. Mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab Albert seine Gattin und wurde darin von ihrer alten Verwandten die auf seine Bitten mit ihnen gereist war, in hingebendster Weise unterstützt. Zwischen Albert und der alten Dame knüpfte sich bald ein inniges Verhältniß an, die Sorge um Melanie verband sie. Was Beide am meisten gefürchtet: daß die junge Gräfin immer auf's Neue tief und schmerzlich von all' den tausend Aeußerlichkeiten berührt werden würde, die nun doch

einmal in dem Hause ihres Mannes anders waren, als im Schlosse ihres Vaters, geschah nicht, im Gegentheil schien der Wechsel des Ortes und der Umgebung wohlthätig auf Melanie zu wirken und die Schreckbilder ihrer erregten Phantasie allmählig zu verbannen und durch heitere zu ersetzen. Nur wenn sie ihre Zofe Lisette sah, pflegte sie aufzuschreien und das Gesicht in den Händen zu verbergen; zuletzt durfte dieselbe sie gar nicht mehr bedienen. Das arme Mädchen zerfloß in Thränen und wünschte, bei der steigenden Abneigung ihrer Herrin, für die sie keinen Grund wußte, zu gehen. Dennoch wollte Albert sie um keinen Preis aus dem Dienst entlassen, indem er sagte: sobald die Krankheit seiner Gattin gehoben sei, würde sie ungern eine treue Dienerin, die sie so lange um sich gehabt, vermissen. Gegen ihren Gatten war Melanie sanft und schüchtern. Sie schien weder anf sein Kommen noch auf sein Gehen besonders zu achten, aber wenn er mit ihr redete, begegnete sie mit freundlichen Blicken seinen Augen und that schweigend nach seinem Willen. An ein Aussprechen dessen, was sie Beide im innersten Herzen bewegen mochte, war bei der Rücksicht, die er auf ihren Zustand nahm, nicht zu denken. Und wenn sie zuweilen zaghaft versuchte, die flüchtige Unterhaltung auf die Zeit ihres Brautstandes und die letzten

Tage, die sie im Schlosse verlebt, zu lenken, so wußte er mit großer Geschicklichkeit, durch die Erwähnung einer Stadtgeschichte oder eines Tagesereignisses, sie wieder davon abzubringen. Es blieb ungewiß, wem von ihnen mehr daran läge, den Schleier über der Vergangenheit festzuhalten.

An dem Morgen dieses zehnten Tages war Albert eben im Gespräch mit dem Arzte die Treppe von seinen Wohngemächern zu seinem Arbeitszimmer im Erdgeschoß hinabgestiegen. Der Arzt hatte sich günstig über das Befinden Melanie's geäußert; von Tag zu Tag sei sie ruhiger geworden; ihrer gänzlichen Wiederherstellung stände nur noch eine dunkle, für ihn unerklärliche Angst entgegen, die sich äußerlich in wiederholten Beklemmungen und Ohnmachten offenbare; sie nach dieser Seite hin zu beruhigen und zu heilen, sei nicht die Pflicht des Arztes, sondern falle ihrem Gemahl anheim. Als der Arzt Abschied nahm, wurde dem Kaufherrn der Ulanenlieutenant Hans von Hochberg gemeldet. Wie sehr sich auch Albert in seinen Gedanken mit Hochberg beschäftigt haben mochte, der Name desselben war vor ihm zum letzten Male an jenem Regenmorgen im Garten von Melanie genannt worden. Seitdem war es im Schlosse und im Hause Albert's gewesen, als hätte es nie einen Hans von

Hochberg gegeben, der so verhängnißvoll in die Geschicke des Herrn und der Herrin desselben eingegriffen. Dennoch zeigte Albert bei der Meldung keine Spur des Erstaunens. Eher schien ein leises, schnell vorübergehendes Lächeln anzudeuten, daß er den Besuch des jungen Mannes über kurz oder lang erwartet hätte.

Als Hans von Hochberg eintrat, saß der Kaufmann an seinem Arbeitstisch. Er erhob sich ein wenig, deutete auf einen Sessel und sagte: „Ich stehe zu Diensten, mein Herr, aber im Uebrigen, und Sie wollen dies gütig entschuldigen, setze ich hinzu, ich bin dringend beschäftigt.“

„Mein Geschäft wird nur von kurzer Dauer sein, mit einem einzigen Worte können Sie mich wieder entfernen.“

Albert verneigte sich schweigend.

„Gab der Streit, den wir im Schlosse des Grafen Waldhelm hatten, oder ich will selbst sagen, die Beleidigung, die ich Ihnen in einem Augenblick der Leidenschaft zugefügt, gab Ihnen das Alles ein Recht mich zu beschimpfen, mein Herr?“

„Sie zu beschimpfen, Herr von Hochberg? Sie sehen mich mehr als erstaunt. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, nahm ich an, daß jeder Verkehr zwischen uns bis auf Weiteres, bis auf eine entschul-

digende Erklärung Ihrerseits unterbrochen sei. Ich verstehe darum Ihre Frage nicht, wenn sie nicht abermals eine Beleidigung bezweckt."

„Auch das noch! Ich glaubte, die Kaufleute hätten ein besseres Gedächtniß, vor Allem bei Geldgeschäften· Geld ist ja doch das einzige Ding, das sie zu schätzen wissen!"

„Und das ist gut," unterbrach ihn nicht ohne Spott Albert. „Wenn wir das Geld nicht schätzten, wer sollte es? Die Armen besitzen es nicht, und die Herren von Adel kennen bekanntlich weder seinen Werth noch seine Natur."

„Leider so wenig, daß Sie es wagen durften, mich an diese Natur zu erinnern! Ja, Sie mein Herr! Oder ist es nicht wahr, daß Sie hinter meinem Rücken meine Schulden bezahlt haben?"

Hochberg's Gesicht glühte vor Zorn; in diesem Geständniß seines Leichtsinns und seiner Verschwendung lag, wie adelig er auch bisher über das Schuldenmachen gedacht, etwas ihn tief Beschämendes. Albert hielt den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, so daß er zum Theil sein Antlitz den Blicken des Andern entzog. Die Aeußerung Hochberg's bestätigte, im Fall sie sich auf Thatsachen gründete, jene Gedankenreihe, die bei der ersten Nachricht von dem Verschwinden des

Schmuckes in ihm entstanden und durch den Fortgang der Begebenheiten und die Versuche, das Räthsel zu lösen, immer fester geworden war.

„Herr von Hochberg," fing er an, „ich weiß nicht, was Sie zu dieser wunderlichen Anklage berechtigt, denn der Ton, in dem Sie zu mir sprechen, ist der eines Anklägers. Sind Ihre Schulden bezahlt, so wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück dazu; aber ich kann Sie versichern, daß es mir weder eingefallen ist, mich nach denselben zu erkundigen, noch sie auf mich zu nehmen."

„Herr!" brauste der Andere auf, „wollen Sie mich mit leeren Ausflüchten abspeisen? Vergessen Sie nicht, daß Sie mir doppelte Rechenschaft schuldig sind!"

„Ich vergesse Nichts, am Wenigsten eine absichtliche Beleidigung. Aber ich habe noch nie gehört, daß ein Kaufmann, um sich zu rächen, die Schulden seines Gegners, eines jungen Cavaliers, bezahlt. Ja, wenn ich noch Ihre Wechsel aufgekauft haben sollte, das hätte noch einen Sinn! Das wäre doch noch ein Geschäft, eines modernen Sklavenhändlers würdig!"

„Oh!" rief Hans, „Sie rächen sich besser und grausamer! Wer hat keine Schulden? Und es ist nicht einmal das Schlimmste, unter ihrer Last zu erliegen! Die größten Männer sind die schlechtesten Schuldner

gewesen. Es wäre mir eine Genugthuung, besäßen Sie meine Wechsel und quälten mich. Durch Ihre scheinbare Großmuth jedoch machen Sie mich lächerlich! Sie spielen den Edelmüthigen und verletzen mich bis ins Herz. Sie sagen zu Ihrer Gemahlin . . ."

Albert stand auf: „In meinem Hause hat man bisher von Herrn von Hochberg noch nicht gesprochen, in keiner Weise, in keinem Sinn, weder im guten noch im bösen. Was Sie hierhergeführt, begreife ich nicht ganz. Wollen Sie meine feierliche Versicherung, daß ich mich nie um Ihre Angelegenheiten bekümmert, ich gebe sie Ihnen."

Der Eindruck seiner Worte und seiner Ruhe waren doch so groß, daß Hans stutzte.

„Ich mag zu heftig gewesen sein, Herr Römer," sagte er; „mein Blut walt leicht über, ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer durchaus schiefen Stellung. Daß ich Sie nicht liebe, bedarf keiner Erklärung, und ich erwarte, daß Sie diese Feindschaft ehrlich theilen. Das Unglück, nicht das Glück hat uns zusammen geworfen, und wir müssen nun versuchen, so gut es geht, unter dem Wetterregen davon zu kommen. Seit Ihrer Verlobung mit meiner Cousine bin ich mir von Ihnen nur das Schlimmste gewärtig. Sie nehmen meine Offenherzigkeit nicht übel."

„Nicht übler als Ihr bisheriges Betragen. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und entschuldige es. Wenn mir Melanie bei unserer Verlobung gesagt hätte, daß zwischen Ihnen und ihr einmal eine Jugendliebe bestanden . . .“

„Einmal? Und eine Jugendliebe?“ sagte Hans und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Bin ich denn irre? Eine Jugendliebe?“

„Ich wähle meine Ausdrücke vielleicht nicht gut. Ein Kaufmann, der nur das Geld schätzt, pflegt die Empfindung nicht auf der Goldwage zu wägen.“

„Und Melanie hätte Ihnen dies gesagt?“

„Nicht doch, wenn mir Melanie dies gesagt, bemerkte ich. In diesem Wenn liegt der Schlüssel unseres gespannten Verhältnisses. Sonst hätten Hans von Hochberg und Albert Römer ihr Leben lang friedlich neben einander hergehen können. Ich erfuhr zu spät durch eine zufällige Aeußerung des Grafen Waldhelm von Ihrer Freundschaft für meine Verlobte. Zu spät, denn Sie hatten gerade wenige Stunden zuvor das Schloß verlassen. Mir indessen genügte das Wort des Grafen vollkommen, um Ihren Zorn gegen mich, Ihre plötzliche Abreise begreiflich zu finden. Wenn wir Leute, der Arbeit auch gröbere Empfindungen haben sollen als die Hochgeborenen, wir verstehen doch die Stimmen

der Natur und der Leidenschaft. Verstehen, Herr von Hochberg, und verzeihen sie."

„Wenn Sie den Grund meiner Feindschaft kennen, werden Sie um so weniger meine Heftigkeit, mich über Ihren Eingriff in meine Verhältnisse zu beklagen, mißbilligen."

„Nein, nur habe ich in Ihre Verhältnisse nicht eingegriffen."

„Wer denn?" rief Hochberg, und ging händeringend im Zimmer auf und ab. „Wer denn? Gibt es geheimnißvolle Wohlthäter? Wichtelmännchen, die unsere Arbeit thun, einen Geist Rübezahl, der unsere Wechsel einzieht? Das ist lächerlich! Ein Ammenmärchen aus der Kinderstube!"

„So erzählen Sie doch erst dies Märchen."

„Das ist bald geschehen. Meine Gläubiger hatten gedroht, mich bei dem Obersten zu verklagen; um ihnen zuvorzukommen, reiste ich so hastig, so ungezogen, so ohne jeden Abschied in jener Nacht von dem Schlosse ab. Meine Eifersucht that das Uebrige. Vielleicht war es das Beste, sonst hätten wir am nächsten Morgen Kugeln mit einander gewechselt, und die Braut hätte den Verlust des Bräutigams oder eines Vetters zu beklagen gehabt. Mit wüstem Kopf kam ich hier an, ein Freund hatte mich begleitet, es war ihm ge=

lungen, einige hundert Thaler aufzutreiben, die er mir einhändigte. Aber das war, als ob man mit einem Tropfen Oel eine ganze wildbrandende See beruhigen wollte. Ich lief von einem Wucherer zum andern; borgen wollte Keiner, aber meine Gegenwart schien sie doch freundlicher zu stimmen, sie schenkten mir groß-müthig einen ganzen Tag Frist. Ein Tag! Wie voll das klingt! Und was ist er für einen Unglücklichen? Die einzelne Minute sinkt so träge in den Abgrund der Zeit, so träge und so schwer von Kummer, Sorge, Verzweiflung! Allein der ganze Tag! Er ist vorüber, man weiß nicht wie, schneller und spurloser, als der Hauch über einen Spiegel läuft! Ich war am Abend so arm, wie ich am Morgen gewesen. Nein, noch ärmer an Hoffnungen! Oder war ich es doch nicht? Am andern Tag zogen meine Gläubiger sanftere Saiten auf. Mein Genius mußte in der Nacht mit ihnen gesprochen haben. Haha, vielleicht der Genius Ihrer Brautnacht! Sie thaten Alle sehr geheimnißvoll, lächelten geheimnißvoll, sahen mich still von der Seite an und versprachen, was mir damals das Wichtigste war, die Sache noch anstehen zu lassen. Das Schwert des Damokles hing über mir; aber, Herr Römer, das ist eine dumme Geschichte. Die erste Zeit ängstigt man sich und blickt scheu zu dem Eisen hinauf, das so be-

denklich an einem Haar über unserem Haupte schwebt. Dann wird man kaltblütiger, das Ding schwebt noch immer und fällt nicht, man geht darunter weg, man schläft, man trinkt, man ißt, es hängt noch immer. Ist das Leben nicht ebenso? Man stolpert über einen Stein und bricht das Genick, oder ein Ziegel fällt uns auf den Kopf, die Geliebte heirathet einen Andern, und wie all die tausend Unglücksfälle heißen, deren offene Bekämpfung oder kluge Vermeidung das Leben ist. Kampf um's Dasein, soll es ein Engländer im Humor der Verzweiflung genannt haben. So ging auch ich unter dem Schwert meiner Schulden immer lustig weg, und doppelt lustig, wenn ich dachte, daß Sie in diesen Tagen der glückliche Gemahl Melanie's würden. Eine Komödie zum Todtlachen! Und nun das Ende. Sie sind verheirathet, ohne daß ich Ihnen den Hals gebrochen, und meine Schulden sind bezahlt, ohne daß ich einen Pfennig dazu gegeben hätte. Hat Amor oder Hymen sie bezahlt? Denn der alte Samuelsohn hat es nicht gethan!"

„Das klingt freilich seltsam. Und die Gläubiger beharren in ihrem Stillschweigen? Und von irgend einem Ereigniß, das Ihnen geholfen hätte, ahnen Sie nichts?"

„Ein Ereigniß? Sollte eine Tante, die ich nie ge-

kannt und nie gesehen, gestorben sein? Daß sie zweimal stürbe! Und ich brauchte nicht einmal zu ihrem Leichenbegängniß zu kommen! Das ist Unsinn! Meine ehemaligen Gläubiger sind stumm wie das Grab, von einer erschrecklichen Stummheit, wenn ich dieselbe mit ihrer früheren Redegeläufigkeit vergleiche. Zucken die Achseln, verneigen sich artig vor mir, sagen: es ist Alles gut! Kneifen die Augen zusammen und flüstern: brauchen der Herr von Hochberg vielleicht ein tausend Thälerchen?

„Herr von Hochberg, darf ich Ihnen einen Rath geben, so betrachten Sie das Ganze wie eine Fügung des Glücks, ein Geschenk des Himmels, das Ihnen zugefallen ist, unerwartet, wie alle himmlischen Güter zu uns kommen. Geben Sie jedes thörichte Forschen auf, welches die Sache ja nicht mehr ändern, sondern nur ihren Zauber zerstören würde. Geister, Feen und Wohlthäter wollen nicht belauscht sein. Sagt man ein unbedachtes Wort, zerfließt die Zaubererscheinung. Ihre Ehre ist in keiner Weise in dieser Sache gekränkt; Sie bleiben der Schuldner eines Unbekannten, dem Sie, wenn er sich je melden sollte, Ihre Dankbarkeit beweisen können. Ich bin es nicht, darauf mein Wort."

Und indem nun Meldungen über Meldungen

aus dem Comptoir kamen, welche die Anwesenheit des Herrn erheischten, wurde die lange Unterredung unterbrochen, und mit gegenseitigem Gruße, der freundlicher war als der erste, schieden die beiden Männer.

Achtes Kapitel.

Als der Arzt sie verlassen hatte, saß Melanie in dem weich gepolsterten Lehnstuhl in einem weißen, mit Spitzen reich besetzten Morgenkleide und blätterte theilnahmlos in den Zeitungen und Büchern, die vor ihr auf dem Tische lagen. Im Nebenzimmer, dessen Thüren offen standen, war Lisette um die Blumen beschäftigt. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, der, trotzdem sie sich Mühe gab, ihn zu unterdrücken, von Melanie gehört wurde. Obgleich seit mehreren Tagen schon Herrin und Dienerin kein Wort mit einander gewechselt hatten, die eine aus einer Mischung von Abneigung und geheimer Scheu, die andere aus Furcht, die Gebieterin noch mehr gegen sich zu reizen, so berührte doch dieser Schrei so eigenthümlich Melanie's Ohr und Herz, daß

sie das Buch aus der Hand zur Erde fallen ließ und: „Was hast Du?“ fragte. Aber der Ton dieser Frage klang so, als ob sie keine Antwort, wenigstens nicht die wahre, darauf erwartete. Lisette suchte sich mit einer Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

„Du lügst,“ rief Melanie und trat, ehe die Zofe sie hindern konnte, an das Fenster. Ein Blick sagte ihr mehr als alle Worte Lisettens. Gerade über den Platz vor dem Hause ging Hans von Hochberg und warf, als er in eine Nebenstraße einbog, noch einen letzten flüchtigen Blick auf das Haus, als wolle er sich Gestalt und Form desselben ins Gedächtniß einprägen, oder hoffe an einem seiner Fenster den Schatten einer geliebten Gestalt vorüberschweben zu sehen. Melanie stand indessen so sicher hinter ihren Blumen verborgen, daß er sie auch bei einem längeren und schärferen Hinaufblicken nicht entdeckt haben würde. Er aber eilte, wie Einer, der von vielen Gedanken bestürmt wird, und den ein innerer Drang vorwärts treibt, vorüber — war doch auch Alles für ihn vorüber, die Geliebte für immer verloren! Melanie hatte genug gesehen. Sie wußte, daß ihr Vetter aus dem Zimmer ihres Gatten käme, sie fürchtete, daß zwischen ihnen die Fortsetzung jener heftigen Unterredung stattgefunden, deren Anfang sie in der Ballnacht auf dem Schlosse mit angehört, die

ihr Dazwischentreten damals unterbrochen. In voller Lebendigkeit malte sich der ganze schreckliche Vorfall und Alles, was ihm vorangegangen und gefolgt, ihre Besinnungslosigkeit, eine dunkle That, Angst, Sorge, der Zorn ihres Vaters — Alles wieder vor ihr ab. Welch ein Leben führte sie doch! Unter der Last eines Geheimnisses erliegend, in der qualvollen Erwartung einer fürchterlichen Entdeckung! Hatten sie nicht die reinsten Beweggründe, die Ehre des Geliebten zu retten und einen Zweikampf zwischen ihm und ihrem Gatten zu verhindern, zu dieser Schuld verleitet? Sollte dieser Zustand ewig dauern? War es nicht besser, mit einer heroischen Anstrengung sich selbst, ihr stolzes Herz zu überwinden, und dem Manne, dem sie doch nun einmal angehörte, ihre That zu gestehen? Noch war es vielleicht nicht zu spät, noch konnte er das Geheimniß aus ihrem Munde erfahren, ehe es ihm ein Fremder entdeckte. Ein Fremder? — sie zerknitterte ihr Tuch vor Zorn und Scham. War sie doch in jener Nacht so entschlossen gewesen, warum versagte ihr jetzt der Wille? Ist es um so viel leichter, im Drang des Augenblicks und im Sturm der Leidenschaft eine That auszuführen, als die vollbrachte zur Verurtheilung oder zur Verzeihung einem Andern zu offenbaren? Ohne Zögern hatte sie noch eben zu Albert hinunter eilen wollen,

jetzt kam sie nur bis zu ihrem Lehnstuhl und setzte sich nieder. Sie war so müde, gebrochen in ihrer Kraft! Durch die weißen, niedergelassenen Vorhänge der Fenster drangen die Sonnenstrahlen wie durch eine lichte Wolke milden Scheines in das trauliche Gemach. Rings umher regte sich Nichts. Mit lautlosem Schritt über den weichen Teppich hatte sich Lisette entfernt. Wie war der Raum so friedlich, so still, gleichsam von guten Geistern vor dem Einbruch feindlicher Mächte geschützt! Wie anmuthig der Schmuck der Wände, wie gefällig und behaglich die ganze Ausstattung! Träumerisch verglich Melanie diese Ruhe mit der Verwirrung, dem Lärm, der beständigen Spannung, welche die letzten Tage ihres Aufenthaltes in ihrem Vaterhause verwirrt und gestört. Zum ersten Mal erschien ihr Albert in einem besseren und ihr Benehmen gegen ihn in einem häßlicheren Licht. Er hatte den guten Ruf ihres Vaters gerettet und sie selbst aus unsichern Verhältnissen auf die Höhe des Glücks, in eine edel geordnete, friedlich umhegte Häuslichkeit geführt. Wenn nicht Liebe, so verdiente er doch Hingabe und Dankbarkeit. Wie recht hatte er damals im Garten gehabt, als er ihr sagte, daß es ihren Vater verderben hieße, wenn er sie aufgäbe. Sie mochte sich nicht daran erinnern, wie sie bisher so viel Edelmuth gelohnt, es

war ihr, als verzerre sich ihr eigenes Gesicht im Spiegel bei diesem Gedanken und nähme den Ausdruck einer Furie an. Ja gewiß, sie hatte schlecht und boshaft gehandelt; nicht an den Verlobten, nicht an ihren Vater, nur an sich selbst und ihre tolle Leidenschaft hatte sie gedacht. Sie wußte nicht, wie es gekommen, aber sie mußte plötzlich über sich lächeln, daß sie sich jemals ernsthaft als Gattin an Hochberg's Seite geträumt! Der Glanz der Märtyrerkrone, die sie für die Entsagung ihrer Jugendliebe schon auf dem Haupte gefühlt, verblaßte mehr und mehr vor ihren Augen, und die Nothwendigkeit, mit Albert leben zu müssen, verlor ihren tragischen Schrecken. Was ist denn Liebe? Ist Liebe nur eine unbändige und phantastische Leidenschaft, die sich an den geliebten Gegenstand, ohne seinen Werth oder Unwerth zu beachten, in blinder Heftigkeit festklammert, sich ausgenießt und schnell verzehrt, der Fackel gleich, die um so schneller erlischt, je heller sie leuchtet? Ist Liebe nicht auch die schöne und maßvolle Empfindung, die nicht durch einen augenblicklichen Reiz, sondern allmählig aus der Schätzung des Andern, aus der Erkenntniß seiner Vorzüge, aus Wohlwollen und Freundschaft entspringt? Melanie hatte das Gefühl, als brenne ihre erste Liebe langsam vor ihr zu Asche nieder,

aber ihr Herz war darum nicht kalt und todt, eine milde Gluth durchwärmte es, oder war diese Wärme nur die Wirkung der sonnigen Stille in dem freundlichen Gemach? Lächelte die marmorne Muse dort von ihrem Sockel, die immer so ernst und feierlich kalt geblickt, heute vom Sonnenlicht erwärmt, ihr mit heiterer Sinnigkeit zu? Nicht in der Romantik der Jugend allein, auch im Ernst des Lebens und in der Erfüllung der Pflicht liegt Poesie, schien sie zu sagen.

Um ihren hin- und herschweifenden Gedanken ein festes Ziel zu geben, griff Melanie nach den Zeitungen, sie wollte nicht lesen, sie wollte nur durch eine mechanische Beschäftigung den Zwiespalt ihres Innern, wenn auch nur vorübergehend, beruhigen. Aber so leicht war der Bewegung, die sie ergriffen hatte, nicht wieder Stillstand zu gebieten. Um ein neues Leben zu beginnen, mußte sie mit dem alten in ihrem Herzen abgeschlossen haben. Was wäre das für ein Glück gewesen, in das die Erinnerung an frühere Tage bald mit feindlichen und drohenden, bald mit vorwurfsvollen Augen geblickt? So lange noch das Geheimniß schwer auf ihrer Brust lastete, wagte sie den Blick nicht frei zu erheben, überall konnte ihr ein finsterer Schatten begegnen. Da wurde ihre Aufmerksamkeit unwillkürlich von dem Bilde einer Nonne gefesselt. Es war der

nur mäßig gelungene Holzschnitt einer französischen illustrirten Zeitung. Einmal geweckt, wollte die Neugierde Melanie's mehr von einer Persönlichkeit wissen, die gleich beim ersten Anschauen einen so bedeutenden Eindruck auf sie gemacht. Wie erstaunte sie, als sie unter dem Holzschnitt die Unterschrift las: „Donna Sol, die Karmeliterin von Madrid.“ Mit der Leidenschaft, die sich in allen ihren Handlungen aussprach, verfolgte sie den kurzen Lebensabriß, den das Blatt von dem edlen Mädchen gab. Donna Sol war nach dieser Schilderung vor wenigen Monaten ein Opfer ihrer Hingebung und Pflichttreue in der Krankenpflege geworden. Im Herbst des vergangenen Jahres hatte eine schlimme, ansteckende Krankheit die spanische Hauptstadt verheert. Die vorhandenen Kräfte an Aerzten und Krankenwärterinnen hatten bei der Gewalt, mit der die Seuche auftrat, bald nicht mehr genügt. Eine außerordentliche Menschenfreundlichkeit und ein heroischer Sinn hatten dazu gehört, sich unter diesen Umständen, bei der Gefahr, welche schon die Berührung der Kranken mit sich bringen sollte, dennoch diesem beschwerlichen und oft tödtlichen Dienste zu widmen. Der Mangel an geeigneten Pflegerinnen war so groß gewesen, daß der Erzbischof der Stadt auch den Nonnen, die in strenger Clausur zu leben verpflichtet sind, in

dieser Rücksicht, für eine Zeit lang den Dispens ertheilte. Donna Sol, im Kloster Schwester Teresa genannt, war eine der ersten gewesen, von ihrer Oberin sich diese Erlaubniß zu erbitten. Schon galt sie bei ihren Schwestern als eine halbe Heilige. Die Handlungen der Güte und Barmherzigkeit, der selbstlosen Aufopferung aber, die sie jetzt gleichsam im Angesicht der ganzen Hauptstadt übte, verschafften ihr zu ihrem stillen Schmerze, denn ihre Seele trachtete nicht nach der Welt Ruhm und Eitelkeit, den Namen des Schutzengels von Madrid. Das Alles war in jenem Blatte mit großer Wärme und in anschaulicher Darstellung geschildert. Viele Wochen lang war Schwester Teresa von den Pfeilen der Krankheit ungetroffen geblieben. So schwächlich ihr Körper war, die Menschenliebe schien ihre Kräfte verdoppelt zu haben. Sie kannte in ihrem Dienst weder Ermüdung noch Beschwerden. Endlich, als die Wuth der Seuche sich schon erschöpft hatte, erkrankte die Schwester, der Würgengel hatte in ihr seine stärkste Feindin gefunden und wollte, indem er sie hinraffte, Allen, die befreit aufathmeten, seine schreckliche Macht gleichsam noch einmal beweisen. Schwester Teresa hatte nicht lange gelitten; in feierlichster Weise, unter dem Zulauf einer ungeheuren Volksmenge, war sie bestattet worden Gleich wie um die Heiligen des Mittelalters, breitete

sich auch um sie, wenige Tage nach ihrem Hinscheiden, schon der duftende Schleier der Legende. Der französische Erzähler, ein Kind Voltaire's, wie er sich selbst nannte, wollte diesen Geschichten zwar wenig Glauben beimessen, aber er fand die Lebensgeschichte der Donna Sol, von allen Wundern entkleidet, an sich rührend und ergreifend. Einen Zug derselben kannte Melanie schon aus der Erzählung Albert's, wie er zu jenem verhängnißvollen Schmuck gekommen. Was er aus mangelhafter Kenntniß der Verhältnisse nur angedeutet, ward hier des Breiteren auseinandergesetzt. Donna Sol stammte aus einer der ältesten und vornehmsten spanischen Familien. In ihrer Kindheit war sie mit einem Verwandten aus einer Seitenlinie des Hauses verlobt worden. Besser als gewöhnlich schien die Wahl der Eltern für sie auszuschlagen. Sie liebte ihren Verwandten mit schwärmerischer Neigung: Schwärmerei, meinte der Franzose, wäre der Grundzug ihres Charakters gewesen. Ganz Madrid hätte die beiden jungen Leute, die so ganz für einander geboren zu sein schienen, schon im Voraus als das glücklichste Paar unter dem spanischen Himmel bezeichnet. Da sei unerwartet Donna Sol aus einem lebenslustigen und heiteren Mädchen eine schwermüthige Kirchengängerin geworden. Wie auf einen Zauberschlag hatte sich eine

Umwandelung in ihr vollzogen. Auch diese Thatsache war von der Volkslegende phantastisch gestaltet und ausgeschmückt worden. In dem Familienschatz ihres Hauses hätte sich ein altes Geschmeide noch aus der peruanischen Beute befunden, das, mit Blut und Ungerechtigkeit erworben, jeder Trägerin Unheil gebracht, als hätte das erste Verbrechen, das sich an diesen Schmuck knüpfte, von jeder seiner Besitzerinnen durch Thränen und Reue gesühnt werden müssen. Das Blatt zitterte in Melanie's Hand. Sie zürnte dem französischen Erzähler, der über diese Volksmeinung ein ungläubiges Lächeln nicht unterdrücken konnte. Sie wußte es besser. Ja wohl, jede Besitzerin des Schmuckes mußte mit schmerzlichen Thränen, mit schlaflosen, kummervollen Nächten, mit Pein und Schmach vielleicht, die Gewaltthat jenes Spaniers sühnen, der die goldene Spange von dem Arm Atahualpa's gerissen! Die Sage aber erzählte weiter, daß Donna Sol das Geschmeide zum ersten Mal bei einem Feste getragen, auf dem die Liebe ihres Verlobten sich von ihr zu einer andern Dame allgewaltig wandte. Weder die Schönheit, noch die Liebenswürdigkeit und der Reichthum Donna Sol's führten den Ungetreuen zu seiner Pflicht zurück. Der Entschluß, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen, verstärkte sich mit jedem

Tage mehr in der Seele des getäuschten Mädchens. Eine große Erbschaft, die ihr durch den Tod einer Tante zufiel, schenkte sie an dem Tage, als sie den Schleier nahm, zur einen Hälfte dem Kloster, zur andern als Morgengabe ihrer armen, aber glücklichen Nebenbuhlerin. Diese Handlung ihres Lebens, ihre heldenmüthige Aufopferung und ihren schönen Tod bewunderte selbst der spöttische Franzose und schätzte sie den herrlichsten Beispielen von Tugend, die uns das Alterthum überliefert hat, gleich.

Der Eindruck dieser Geschichte auf Melanie war ein überwältigender. Sie saß lange unbeweglich, das Blatt auf ihren Knieen. Hatte es dem Schicksale gefallen, sie Aehnliches wie Donna Sol erleben zu lassen, damit sie sich zu der Seelengröße der Spanierin aufschwänge? Sollte ihr Dasein, das sie bisher so prosaisch nüchtern und öde gedünkt, durch den Schimmer, der von der Schwester Teresa verklärend auch auf sie überströmte, eine poetische Weihe erhalten?

So sinnend, hatte sie überhört, daß die Thüre sich geöffnet, und Albert hinter ihren Sessel getreten war.

„Melanie," sagte er mit sanfter Stimme, „liebe Melanie!" und sah ihr über die Schulter. Sie war zusammengefahren, seine Stimme hatte sie aus dem Lande der Seligen, wo alle Leidenschaften beruhigt

sind und ewiger Friede herrscht, wo der Kriegslärm der Thatsachen nie die Stille der Betrachtung stört, aus glücklicher Verschollenheit in das Weltgewühl zurückgerufen.

„Du bist es?“ erwiderte sie und senkte den Kopf, den sie halb zu ihm erhoben hatte, wieder voll Befangenheit zur Seite.

„Was hast Du? Ich habe Dich bei Deiner Lektüre unterbrochen; war sie so anziehend?“

Melanie entgegnete Nichts, sondern reichte ihm schweigend das Blatt. Er trat hinter ihrem Stuhl vor und stand ihr nun gegenüber, jetzt auf sie und jetzt auf das Blatt blickend. Während er es überflog, fuhr es durch Melanie's Sinn: in welch' ungewöhnlicher Stunde kommt er heute zu Dir! Da ist Etwas geschehen! Und nun fiel ihr wieder, sie erschreckend, der Besuch Hochberg's bei ihrem Gatten ein, eine Begegnung, die sie über ihren Gedanken und der Geschichte der Donna Sol ganz vergessen.

Albert hatte das Blatt auf den Tisch gelegt. „Ja,“ sagte er, „so sah sie aus, nicht, wie der schlechte Holzschnitt sie zeigt, sondern wie diese Schilderung ihres Lebens sie vor die Seele des Lesers zaubern muß: eines jener Wesen, dem nur die Flügel zu fehlen scheinen, um zu beweisen, daß sie einer höheren Art

von Geschöpfen, als wir sind, angehören, deren Wandel auf Erden uns die Gewißheit einer unsichtbaren Welt gibt.“

Das waren auch Melanie's Gedanken gewesen, aber die irdische Bedrängniß hatte sie ungestüm aus der Versenkung in das Göttliche gerissen.

„Hast Du das Ganze gelesen?“

„Ich denke, wenigstens das Wichtigste.“

„Auch das?“ fragte sie zögernd, „was die Leute in Madrid von ihrem Schmuck erzählten?“

„Nein, das nicht“, erwiderte er, „dieser unselige Schmuck! Muß er Dich sogar bis hierher verfolgen?“

„Ja wohl, unselig! denn der Fluch, den der indische Fürst darüber aussprach, hat sich an Donna Sol wie an mir erfüllt!“

„An Dir? Weil Du ihn verloren? Das ist ein Mißgeschick, nichts weiter! Kein Fluch: eine Lehre haftet an dem Schmuck. Vergänglich ist der Besitz, vergänglich der Glanz, sagt uns seine Geschichte. Vielleicht besaßest Du ihn nur auf so kurze Zeit, um diese Lehre in ihrer ganzen Strenge einmal zu erfahren. Eine Kaufmannsfrau muß sich früh an Verluste gewöhnen!“

„Du willst mich oder Dich selbst mit Deinen

schönen Worten betrügen! Zu nichts Anderem sollte der Verlust des Schmuckes dienen, als mich die Herrlichkeit der Welt gering achten zu lehren? Nein, Albert, Du spielst ein großmüthiges Spiel mit mir, aber es ist doch eben ein Spiel."

„Ein Spiel?" entgegnete er und schob sich einen Sessel zu dem ihrigen heran. „Wäre das so schlimm? Spielt nicht das Schicksal auch mit uns und nicht immer so freundlich, wie ich nach Deiner Meinung jetzt mit Dir scherze?"

„War es nur zum Scherz," fragte sie plötzlich auffahrend, „daß mein Vetter, daß Hans von Hochberg.."

„Du hast ihn bemerkt?"

„Ich sah ihn über den Platz gehen. Er kam von Dir."

„Von mir."

„Und?"

„Ja, da bin ich in einiger Verlegenheit, Dir zu sagen, was er wollte. Ich bitte Dich, bleibe ruhig sitzen, es ist nichts Aengstliches, wie damals im Ballsaal. Wir sind sogar auf dem Wege, gute Freunde zu werden."

„Du spottest meiner."

„In diesem Augenblick?" fragte er ernst, setzte

aber sogleich, um den Eindruck dieses Tones zu mildern, hinzu: „Ich bin auch ein Spötter! Nein, wie Herr von Blacha sagt, der Gott des Reichthums allein, nicht die Göttin des Witzes stand an meiner Wiege. Das Drollige ist nur, daß es dem Zufall so gefällt, mir immer wieder in seinen wunderlichsten Erfindungen und Verwickelungen eine Rolle zuzutheilen. So in der Geschichte des Schmuckes, so auch diesmal!“

„Du folterst mich! Du ahnst nicht, daß Du mir einen Dolch im Herzen umdrehst.“

„Melanie!“

„Was wollte, was sagte Hans zu Dir?“

„Es sollte unter uns Männern bleiben, denn es handelt sich nicht nur um mein und sein, sondern auch um das Geheimniß eines Dritten! Seine Schulden sind bezahlt worden.“

„Ach!“ schrie Melanie auf.

„Das Merkwürdigste kömmt erst,“ fuhr er fort. „Hochberg behauptete, ich hätte, um ihn tödtlich zu verletzen, insgeheim mit seinen Gläubigern verhandelt. Es hat Mühe gekostet, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.“

„Dir doch nicht,“ sagte sie mit stockendem Athem, „Dir nicht, Albert! Du ahnst, nein, Du weißt ....

o, wo nehme ich Worte her, Dir zu offenbaren. . . .“ Halb mit bewußtem Willen, halb von einer stärkeren Gewalt fortgezogen, war sie auf dem Teppich vor ihm niedergesunken, die gefalteten Hände auf seinen Knieen: es konnte die Stellung einer Liebenden, es konnte auch die einer Reuigen sein. Aengstlich und scheu suchten ihre Augen in seinem Gesicht ihre Verurtheilung oder ihre Verzeihung. „Wie leidenschaftlich Ihr die Dinge übertreibt, Du wie Dein Vetter!“ entgegnete er und strich ihr die Haare von den Schläfen zurück. „Ist das ein Vorzug der auserlesenen Gesellschaft, alle Vorgänge nur durch bunte oder durch Vergrößerungsgläser zu betrachten, während uns Anderen die Dinge in ihrer natürlichen, freilich prosaischen Form und Gestalt erscheinen? Ich habe es Herrn von Hochberg nicht gesagt, wie ich mir den Zusammenhang seiner Geschichte denke, um ihn nicht eitel zu machen. Eine Fee hat sich seiner angenommen, eine Fee!“

Melanie’s Augen schwammen in Thränen, noch einmal sah sie ihn an, dann sagte sie: „Ich war diese Fee, Albert, ich!“

„Ach, nun hast Du den Zauber durch Deine Offenherzigkeit zerstört!“

Ihr Haupt lag auf seinen Knieen. Eine Weile sprach Keins von Beiden. Es war, als seien sie der

Welt entrückt, so weit, daß von all' ihren Bedürfnissen und Kümmernissen, ihren Sorgen und Kämpfen sie nichts zu dieser Frist erreichen könne.

„Ich bin schuldig!" sagte sie, sich fassend. „Nicht diese Schonung, Albert! Sie drückt mich tiefer zu Boden, als die härteste Verdammung. Es muß endlich zwischen uns klar werden, ich habe den Schmuck veruntreut, ich, Dein Weib! Der Fluch hat mich getroffen, der Fluch!"

„Du bist außer Dir! Was hast Du denn gethan? Du bist mit Deinem Eigenthum nach Belieben verfahren. Meine Liebe hast du gekränkt, aber kein Unrecht begangen."

„Verstoße mich, ich bin Deiner, ich bin Deines Namens nicht werth! Ich habe unwürdig gehandelt. Hätte ich Dir nicht gestehen sollen, daß ich meinen Vetter geliebt habe? Und dann, die Verwirrung, die Betäubung! Es ist über mich gekommen, wie ein unheimlicher Dämon. Die Bilder eines Zweikampfes zwischen Dir und ihm, Bilder des Selbstmords, mit dem er gedroht, verfolgten mich. In meiner Seelenangst flüsterte mir Samuelsohn zu: Der Schmuck! Der Schmuck! Ja, das war ein Ausweg aus allen Gefahren. Seine Edelsteine waren mehr als hinreichend, Hans' Schulden zu bezahlen, ihn zu retten. Nun wich der Versucher nicht

mehr von meiner Seite: So nimm doch Dein Eigenthum, verkauf' es, gilt es doch die Ehre Deines Vetters!"

„Arme Melanie, und mit einem Worte hättest Du Dir diese Schmerzen ersparen können!"

„Mit einem Worte zu Dir, den ich als den Zerstörer meines Glückes haßte! Haßte, weil ich ihm nicht mit kalter Gleichgültigkeit begegnen konnte! Während des Festes hatte sich Samuelsohn in mein Zimmer geschlichen, Lisette gab mir ein verabredetes Zeichen — ich war der Freiheit meines Willens schon durch die Ereignisse beraubt und mußte vorwärts auf der abschüssigen Bahn. Eine Art von Schwindel und Trunkenheit hatte mich erfaßt. Ich gab ihm den Schmuck, um damit die Gläubiger Hochberg's zu befriedigen. Am nächsten Morgen stürzte Alles über mir zusammen. Ich wollte reden, aber die Scham erstickte meine Stimme! Dazu die Furcht, durch ein vorzeitiges Geständ=niß meine Absicht zu vereiteln! Oh, ich habe schrecklich gebüßt! Hören zu müssen, wie Unschuldige meines Vergehens wegen angeklagt wurden . ."

„Beruhige Dich, wir sind im Stande, ihnen die kurze Pein vollauf zu vergüten."

„Am tiefsten hat mich Dein Edelmuth beschämt! Da Du Hochberg nicht für den Dieb hieltest . ."

„Konnt' ich nur annehmen, daß Feenhände den Schmuck entführt! An den listigen Kaufmann dachte ich dabei nicht. Um so besser, Melanie! Ich müßte mich sehr täuschen, oder Samuelsohn ist noch im Besitz des Schmuckes. Eine Zeile von Dir, und er wird ihn zurückgeben."

„Zurückgeben?"

„Natürlich gegen Prozente. Das hilft nun nichts, da Du einmal einen Kaufmann geheirathet hast, mußt Du Dich bei Zeiten an den geschäftlichen Gebrauch gewöhnen. Und dann kein Wort mehr darüber!"

„Albert!"

Nun lag ihr Kopf an seiner Brust.

„Deine Vergangenheit hat mir nicht gehört, liebe Melanie, nicht gehören können! Zu neu, zu gewaltthätig bin ich in Deine Kreise getreten, um einen freundlichen Empfang erwarten zu dürfen. Wandlungen des Körpers wie Umwandlungen des Geistes vollziehen sich nur in Krisen. Haben wir eine solche Krisis überstanden? Deine Zukunft —"

„Sie soll Dir gehören, Dir allein!"

Ein bräutlicher Kuß vereinigte in einem Hauch zwei versöhnte Herzen, stolze Herzen, die sich erst nach einem schweren Kampfe zusammenfinden konnten.

Eine Woche später gab der Kommerzienrath Römer

ein großes Fest. Zur Freude seiner politischen Gesinnungsgenossen sollte er, wie es hieß, den Adel, der ihm „von hoher Hand“ angeboten worden sei, abgelehnt haben. Den günstigsten Eindruck machte eine fernere Behauptung des Gerüchts, daß seine Gemahlin, obgleich eine geborne Gräfin Waldhelm, eine solche Standeserhöhung ihres Gatten nicht gewünscht. Die junge Frau, die zum ersten Mal als Wirthin sich zeigte, bezauberte alle Gäste durch ihre gewinnende Anmuth. In ihren Haaren, um Hals und Arme trug sie den Schmuck des Inka. Wie Römer es stets gesagt: das Geschmeide war nur verloren gewesen und hatte sich wiedergefunden. Robert, der aus seiner Haft entlassen, einen Dienst im Hause des Kommerzienrathes erhalten hatte, mußte wohl, nach der Ansicht der Geschichtenträger, in irgend einer Weise bei diesem abenteuerlichen Vorfall betheiligt gewesen sein, er selbst wußte freilich nichts davon und segnete den Schmuck, der ihm zu einem „guten Dienst“ in der Nähe seiner auch wieder zu Gnaden aufgenommenen Lisette verholfen hatte. Hans von Hochberg schien es, als hätten die Brillanten seiner schönen Cousine einen gar eigenthümlichen Glanz, wie jener bolognesische Stein, der im Dunkel der Nacht einen hellen Schein um sich verbreitet, aber den Kommerzienrath wagte er nicht darum zu befragen, und

Melanie lachte nur, lachte so glücklich und heiter, und wies ihn an die jungen Mädchen im Saal, deren Augen viel freundlicher und sternheller auf ihn niederschauen würden, als ihre Brillanten. Den herzlichsten Antheil an dem Glück der Gatten nahm Herr von Blacha; aber es gibt nichts Vollkommenes auf Erden; auch Blacha's Freude war nicht ganz uneigennützig. Einmal freute es ihn, daß seine Prophezeiung von dem Glück einer Vernunftheirath sich wieder bewährt, und dann hatte sich sein Besitzthum an wundersamen Geschichten um eine neue vergrößert, um eine Geschichte; die geheimnißvoll anhub und noch geheimnißvoller endete. Denn auch für ihn erhellte sich die Dämmerung nicht, welche die Liebe Melanie's und Albert's und den Schmuck des Inka vor den neugierigen Augen der Welt weihevoll umfloß.

Herodias.

Eine Spukgeschichte.

Erstes Kapitel.

. . . Wie es gekommen weiß ich nicht mehr, aber nachdem unsere Unterhaltung sich lange und ein wenig eintönig um alle möglichen Tagesereignisse gedreht, war sie pötzlich bei Gespenstergeschichten, Ahnungen, kurz bei jenem Unerklärlichen stehen geblieben, das man die Nachtseiten der Seele genannt hat. Ich für mein Theil bin in dieser Hinsicht ein geborener Zweifler; nicht, weil der Zweifel der Anfang aller Philosophie ist, sondern aus einer gewissen Denkfaulheit, die sich nicht gern um unlösbare Räthsel bemühen mag. Giebt es eine Unsterblichkeit, giebt es keine? Ist ein Gott? Oder ist kein Gott? Kommen aus dem Jenseits Schatten, Geister, magnetische Strömungen zu uns? „Sterben . . schlafen . . vielleicht auch träumen!“ Jeder kennt Hamlet's

Monolog auswendig und weiß auch, wenn das Gespräch einmal zwischen Himmel und Erde schwebt, welch' eigenthümliche, fast mystische Färbung Alles um uns her annimmt, wie merkwürdig die Stimme des Erzählers klingt, wie gespannt, in feierlichem Schweigen wir ihm lauschen . .

Es war in einem Weinkeller des alten Berlin, um die neunte Abendstunde. Des alten Berlin, das in jenem Bezirk von der Langen Brücke bis zu dem weiten, die Königsstraße abschließenden Alexanderplatz doch mehr des Merkwürdigen, Wunderlichen und Alterthümlichen birgt, als die landläufige Meinung zugeben will. Gerade gegenüber der Nikolaikirche erhebt sich das stattliche Haus, in dessen geräumigem, behaglich eingerichteten Keller wir, warum es verrathen? bei der wievielten Flasche saßen. Oefters umgebaut, mit neuen Stockwerken und modernen Verzierungen versehen, hat das Haus für Keinen, der daran vorübergeht, die geringste Auffälligkeit, es könnte eben so gut auf der Ringstraße zu Wien oder auf einem der neuen Boulevards in Paris stehen. Und auch der Weinkeller bot in seiner Nüchternheit so gar keine Veranlassung zu dem seltsamen Flug unserer Gedanken. Wird man je das Gesetz für die eigenwillige Bewegung unseres Gehirns finden? Ich entsinne mich noch, wir waren unserer

fünf und saßen um einen mäßig großen Tisch von Eichenholz, auf schweren, aus Eichenholz gefertigten, geschnitzten Stühlen. Dicht über uns brannte die Gasflamme in einer mattgeschliffenen weißen Glaskugel. Ueber die Vierzig hinaus war ich der Aelteste und Adolf mit seinen fünfundzwanzig Jahren der Jüngste der Gesellschaft. Außer uns saß nur noch ein Gast in dieser Abtheilung des Raumes, die Füße über einander geschlagen, in sich gekehrt, vor einer Flasche Champagner. Er schien Jemand zu erwarten, denn er zog wiederholt die Uhr und schüttelte verdrießlich den Kopf, sei es nun, daß ihm die Minuten zu langsam gingen oder der Erwartete über Gebühr ausblieb. Uebrigens ein anziehender Mann, von hoher, kräftiger Gestalt, mit einem stark ausgebildeten, an römische Kaiserbilder erinnernden Haupt; noch dunkle Haare, hier und dort von einem grauen Schimmer überflogen, umrahmten leicht gelockt ein regelmäßiges Gesicht mit dunklen Augen, vollen, aber festgeschlossenen Lippen, einer römischen Nase und einer hohen Stirn, über die eine breite Narbe lief. Trotz der Leichtigkeit und Anmuth, mit denen er den schwarzen, schlichten Rock trug, war ihm das Soldatische anzusehen . . ein höherer Officier ohne Zweifel, er mochte in meinem Alter sein, und ein Fremder; er hatte Französisch mit dem Kellner gesprochen, in einem Accent, an dem Adolf

den Russen erkennen wollte. Indeß, gleichviel, welcher Nation und welchem Stande er angehörte: eine Erscheinung, die ihren Eindruck zu machen nicht verfehlte und auch uns eine Weile beschäftigt hatte, bis die Gespenstergeschichten unsere Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahmen.

Der Arzt, der auf den böhmischen Schlachtfeldern alle Schrecken des Diesseits in ihrer Erbarmungslosigkeit kennen gelernt, hielt nicht viel von den Schauern und Gestalten des Jenseits; aber das psychologische Problem das allen auf einer wahren Erregung beruhenden Gespenstergeschichten zu Grunde liegt, zog ihn an und aufmerksamen Ohrs lauschte er der Erzählung, die eben einer aus unserer Tafelrunde zum Besten gab. Adolf wollte sich darüber, wie man so sagt, todtlachen und fand es unbegreiflich, daß ein Verständiger solche Dinge ernsthaft nehmen könnte.

„So sei doch still, junger Naseweis", rief ich ihm zu, „sonst spielen Dir am Ende die Gespenster einen bösen Streich. Wir sind auf einer classischen Stätte: vor dreißig Jahren noch war dies eins der berüchtigsten Spukhäuser in Berlin."

Das Erstaunen war groß. „Wahrhaftig?" „Du weißt etwas davon?" „So erzähle doch!" So durcheinander die Freunde.

„Ich habe meine erste Jugend hier zugebracht, meine Eltern hatten im ersten Stockwerk eine Speisewirthschaft . . .“

„Du hast wol selbst Bekanntschaft mit den Gespenstern gemacht?“ neckte Adolf.

„Wenigstens bin ich ein Sonntagskind.“

In diesem Augenblick rückte der Fremde seinen Stuhl, so eigenthümlich, daß wir Alle aufsahen. In unserer Stimmung hatte das Geräusch einen Klang . . wunderlich, seltsam . .

Es war eine Thorheit. Der Fremde war aufgestanden und hatte sich unserm Tisch genähert. „Wenn die Herren gestatten“, sagte er mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme, in unserer Sprache, „so höre ich Ihnen schweigend zu; ich bin ein Freund von solchen Geschichten und Gesprächen.“

Ich verwünschte im Stillen meine Voreiligkeit. Aber was thun? Zurück konnte ich nicht mehr, und andererseits, was ich zu erzählen wußte, war harmlos und berührte Keinen. Die Leute, die in meiner Jugend dies Haus bewohnt, waren entweder gestorben oder hatten es längst verlassen, es war in einen anderen Besitz übergangen und umgebaut worden. Ich durfte hoffen, mit einer historischen Notiz davonzukommen.

„Wie die anstoßenden Gebäude soll auch dies Haus,“

begann ich, „im Mittelalter den Franziskanern gehört und einen Theil ihres Klosters gebildet haben. Das Grundstück reicht von der Poststraße bis zu dem Spreearm, der jetzt die Mühlen treibt und unweit von hier von der Kurfürstenbrücke überspannt wird. Was in der Reformation aus dem Hause geworden, welche Schicksale es unter den Königen erlitten, fragt mich nicht: genug, zu meiner Zeit stand es genau an dem Platz wie heute, nur sah es weniger vornehm und etwas verdrießlicher aus. Ihm gegenüber vor der Kirche standen damals noch eine Reihe Schlächterscharren und ärmlicher kleiner Häuschen. Jetzt ist hier Alles freier, breiter, luftiger gemacht worden. In dem Hause wohnte ein reicher Weinhändler, wie heute: derselbe lange, düstere mit Fliesen gepflasterte Flur, in dem die Schritte wiederhallten, zog sich zu dem schmalen, von zwei Seitengebäuden eingefaßten Hof, der mit einem zu Remisen und Ställen benutzten halbverfallenen Gebäude abschloß. An der Stelle dieses letztern ist jetzt ein prächtiges Haus, mit der Front nach der Spree, aufgeführt.

„Vor vierzig Jahren hatte Berlin noch den ausgesprochenen Charakter einer behaglichen Mittelstadt; Alles war beschränkter, aber auch lauschiger; die Menschen bewahrten den alten Ueberlieferungen eine größere Theilnahme und Treue, sie glaubten noch; der spöttische,

Alles abweisende Ton hatte den Bürgerstand noch nicht erreicht und seine beinahe kleinstädtische Harmlosigkeit vergiftet. Man lebte langsamer mit Wenigem, ruhiger — ich möchte sagen: innerlicher. Die Spukgeschichten dieses Hauses gingen in der Nachbarschaft von Mund zu Mund; man rieth den Eltern ab, hier Wohnung zu nehmen, aber der Vater lachte darüber und die Rücksicht auf die Wirthschaft, die in dieser volk- und geschäftsreichen Gegend einen neuen Aufschwung zu nehmen versprach, überwog alle etwaigen Bedenken. Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht, indessen auch die Geisterseher oder besser die Geisterseherinnen behielten Recht. Alle Mägde unseres Hauses waren von dem Dasein eines feurigen Hundes in den Kellern, der mit Ketten rasselnd aus der untern Welt zuweilen einen Spaziergang in die obere wage, überzeugt; unsichtbare Hände öffneten und schlossen die Thüren; Gestalten in langen, unheimlich nachschleppenden Gewändern schlichen in den Corridoren umher, graue Mönche und nackte Jungfrauen erschienen plötzlich um Mitternacht und lachten dämonisch oder stöhnten herzzerreißend. Von der Sacristei der Kirche sollte vor Zeiten bis zum Wasser unter der Straße hinweg ein unterirdischer Gang gelaufen sein; die mächtigen gewölbten Keller des Hauses wären Theile dieses Ganges; es gäbe in ihnen eine kleine

eiserne Thür, die kein Schlosser öffnen könne, welche in den letzten, schmalsten Theil des Ganges nach dem Wasser zu führe; dieser Raum sei ganz mit menschlichen Gebeinen angefüllt, den Ueberresten der Opfer, welche die Mönche getödtet: kurz, alle grauslichen Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten lebten sich hier noch einmal aus. Das im Innern winklige Haus, die langen Flure, die knarrenden Treppen, ein gewisses Halbdunkel, das mit Ausnahme der vorderen Gemächer in allen Räumen herrschte, die Zugluft, die vom Wasser her in stürmischen Herbstnächten sich überall empfindlich geltend machte, ein beständiges Knarren, Rütteln, Zittern Pfeifen: das Alles mochte beitragen, den Wahngebilden einer erhitzten Phantasie einen Schein von Wahrheit zu leihen. Dennoch waren im Verlauf eines Jahres die Geistererscheinungen noch nicht zu einer bestimmten Verdichtung gelangt; der Hund war da und seine Kette rasselte, der graue Mönch huschte hin und her: aber von Angesicht zu Angesicht hatte Keiner den einen oder den andern gesehen. Das Unheimliche, das auf und nieder schwebte, hatte noch keine feste Gestalt gewonnen. Da raunen sich plötzlich die Mägde eine haarsträubende Geschichte zu; erst leise, dann lauter, mit jedem Tage wird die Zahl der Ungläubigen kleiner, der Spuk ist leibhaftig geworden. Vergebens versucht die Mutter

mit aufklärendem Wort die Unruhigen zu besänftigen, die Furchtsamen zu ermuthigen, vergebens schilt der Vater: die Leute bleiben bei ihrer Behauptung."

„Was war denn geschehen?" fragte Adolf dazwischen „Hatte der graue Mönch einen Angriff auf Eure Köchin gewagt?"

„Höre nur ruhig zu; wer weiß, ob Du zuletzt lachen wirst! Das Billardzimmer unserer Wirthschaft war ein langer, von der Vorderfront des Hauses bis zum Hofe sich erstreckender Saal, und da es nur durch ein hohes Fenster erhellt war, mußte in den Wintermonaten fortwährend das Gas darin brennen. Hier wurden die Flammen zuerst angezündet, hier zuletzt gelöscht. Mit dem Zudrehen des Hahns in diesem Zimmer endete die Tagesarbeit der Dienerschaft. Wenn man aber in der Mitternachtsstunde diesen Hahn zudrehte, oder in der Morgendämmerung ihn aufdrehte, ruhte die Hand nicht auf Metall, sondern . ."

„Nun?" rief der Fremde, da ich eine theatralische Kunstpause machte.

„Auf einem blutenden abgeschlagenen Menschenkopf."

„Ah!" Er lehnte sich wieder wie enttäuscht in seinen Stuhl zurück.

„Die Geschichte ist, so in heiterer Gesellschaft erzählt, zu lächerlich, um grausig zu sein. Damals jedoch, mit

Schreien und Weinen, mit starren Augen und bleichen Gesichtern verkündigt, übte sie eine andere Wirkung auf Alle, die sie vernahmen. Es war ein kleiner, verwachsener Kellner, der zuerst die schreckliche Entdeckung gemacht. Das Stubenmädchen bestätigte sie; endlich der Reihe nach fast die ganze Dienerschaft. Hatte sich das blutende Haupt einige Tage lang nicht auf dem Hahn der Gasleitung gezeigt, so konnte man sicher sein, daß es nach Mitternacht über der Thür zur Küche erscheinen würde. Eines Nachts wurde der Vater durch das wilde Gebell unseres Hundes, der unter dem Herde schlief, und das Gekreisch der Mägde aufgestört. Sie sind häuslicher Geschäfte wegen aufgeblieben, nichts im Hause hat sich geregt, als die Uhr Zwölf schlägt, und der Hund aus tiefem Schlaf, wie toll geworden, emporfährt und bellend an der Thür hinaufspringt. Laut schreiend blicken die Mädchen auf — da ist das blutige Haupt. Ich brauche nicht zu sagen, daß es verschwunden war, als der Vater kam."

„Und giebt es keine psychologische Lösung des Spuks?" unterbrach mich der Arzt.

„Doch, freilich nur eine ungenügende. Und um so ungenügender, weil ich dies Alles nur nach den Erzählungen meiner Mutter aus späterer Zeit berichte und nicht als Augenzeuge. Zunächst lassen Sie

mich aber noch erzählen, wie ich selbst mit dem Spuk in Berührung kam. Ein Beispiel, daß sich der Aberglaube wie eine ansteckende Krankheit verbreitet. Ich war damals vier Jahre alt und verstand von alledem, was um mich her geraunt und gezischelt wurde, wenig oder nichts. Mir Gespenstergeschichten zu erzählen, hatten die Eltern streng verboten und verstanden hierin keinen Spaß. Das aber konnte sich selbst der Beobachtung eines Kindes nicht entziehen, daß etwas Gruseliges im Hause vorgehe. Eines Tages waren die Eltern auf einen Ball gegangen, und ich in der Obhut einer alten gutmüthigen und leichtgläubigen Dienerin geblieben. Diese günstige Gelegenheit sollte benutzt werden, um über das Gespenst zur Klarheit zu kommen. Ich bin — ich sagt' es euch schon — an einem Sonntag geboren, folglich, schlossen die Mädchen, stand ich dem Geisterreiche um einige Schritte näher; sah ich das blutige Haupt, so war es ein ehrliches Gespenst, wo nicht, war Alles eine Täuschung. Die Pflichtvergessenen halten mich wach, um zwölf Uhr führen sie mich in das dunkle Billardzimmer, ich schreie, aber es hilft nichts, sie heben mich empor und legen meine Hand auf den Hahn. Ich schreie, aus Leibeskräften, ich zapple, ich weine . . „Was ist Dir?“ fragen sie. „Meine Hand ist naß“ schreie ich unter Thränen,

„meine Hand ist naß!“ Das Entsetzen können Sie sich ausmalen; meine Finger hatten sich mit den Blutstropfen benetzt; wenn sich nachher bei Licht besehen keine Spur davon zeigte, so wußte die alte Köchin diese Schwierigkeit leicht zu heben: Geisterblut, sagte sie, ist wie Teufelsgold, es bleibt nichts davon. Doch genug der Thorheit. Die Erklärung! Unser Hausarzt erfährt von dem Spuk, er läßt sich in das Billardzimmer führen. Sein erster Blick fällt auf ein Bild an der Wand, er bemerkt, daß es sich gegenüber in einem großen Spiegel wiederspiegelt; auf seinen Wunsch werden die Vorhänge des Fensters geschlossen und in dem halbdunklen Raum nur eine einzige Gasflamme angezündet: in dieser Beleuchtung soll das Spiegelbild in der That etwas Dämonisches gehabt haben.“

„Und was stellte das Bild dar?“ fragten die Freunde.

„Eine Herodias mit dem Kopf des Johannes auf der Schüssel.“

„Herodias!“ Der Fremde war aufgesprungen. Nachher wollte Adolf behaupten, seine Augen wären so starr gewesen, wie die eines Todten; mir schien sein Ausruf und sein Erstaunen gar keiner tiefsinnigen Erklärung zu bedürfen.

„Sie wundern sich, wie ein solches Bild als Wandschmuck in einen Billardsaal kommt? Ein junger talent=

voller Maler, der aber fortwährend in Schulden steckte, hatte es als Bezahlung einer hochangelaufenen Zeche meinem Vater zurückgelassen; mit vielen unserer Stammgäste war er befreundet gewesen, und das Gemälde war so ihm zur Ehre und zur Erinnerung an ihn aufgehängt worden. Uebrigens war es kein Original, sondern nur eine wohlgelungene Copie der Herodias von Leonardo da Vinci, die in dem Dresdener Museum . ."

„Die Herodias von Leonardo!" unterbrach mich der Fremde abermals.

In diesem Augenblick schlug die Uhr der Nicolaikirche die zehnte Stunde, und in der stillen Straße ward das rasche Rollen eines Wagens vernehmlich. Die Glocke hatte noch nicht ausgeschlagen, so hielt der Wagen vor dem Hause. Der Fremde war in sichtlicher Bewegung. „Da kommt Herodias", lachte Adolf, der keinen Blick von ihm verwandt hatte, übermüthig und eilte leichten Schritts die Stufen der Kellertreppe hinauf. Ein unwillkürlicher Drang, ohne daß ich mir des festen Willens bewußt wurde, trieb mich ihm nach. Doch kam ich zu spät, eine Thorheit zu verhindern: er hatte die Thür des Wagens geöffnet, eine Dame stieg aus, blieb aber verwundert stehen, als sie in dem Herrn, der ihr aus dem Wagen geholfen, nicht Den erkannte, den sie wol erwartet hatte. Da fiel ihr Auge auf mich,

der Schein einer Gaslaterne beleuchtete mein Gesicht.

„Sie sind es, Herr Doctor", rief sie lachend und schlug den langen schwarzen Schleier ihres Huts zurück „Das wußt' ich nicht, daß die Kritiker so galant sind."

Es war Fräulein Cölestine, die erste Tänzerin unseres Ballets: ein reizendes zierliches Geschöpf voll Anmuth und Kraft, goldhaarig, mit verführerischen Nixenaugen . . Was die tugendhaft sich stellende Welt ihr nachsagte, gehört nicht hierher.

„Nun, geben Sie mir Ihren Arm nicht?" fuhr sie fort und richtete einen ihrer strahlendsten Blicke auf Adolf, der ganz verstummt, in ihren Anblick versunken dastand.

„Mein Freund Adolf!" stellte ich vor.

„Begleiten mich die Herren freundlich bis zu meiner Thür", plauderte sie weiter, „es ist so schaurig und dunkel in diesem endlosen Flur. Der Wirth spart das Gas; ich wohne in dem Flügel nach der Burgstraße, aber ich muß seit einer Woche den Umweg durch das ganze Haus machen, weil die Straße gepflastert wird. Es war heut' lustig im Theater, Doctor. Der Vesuv spie zum Entzücken Feuer, und das Publicum war hingerissen. Sie lachen? Wollen Sie sagen, daß ich eitel bin? Auge in Auge; Verräther, bin ich nicht die beste Stumme von Portici?"

„Sie würden noch unwiderstehlicher sein, wenn Sie reden dürften!“

„So sind die Recensenten!“ seufzte sie mit komischem Pathos. „Selbst ihre Schmeicheleien sind Bosheiten!“

Im harmlosen Geplauder schritten wir den mit Fliesen belegten Flur entlang. Wie in meiner Jugend standen an der einen Wand mächtige Weinfässer aufgereiht, auf der andern Seite stieg die Treppe dunkel empor. Es herrschte jenes Zwielicht, in dem alle Gegenstände formlos, grau, wie in einem Nebel schwimmend erscheinen. Wie aus weiter Entfernung schimmerte ein Licht in den Gang, es kam von dem hell erleuchteten Treppenhause des Gebäudes her, das den Hof abschloß, Unter uns in den Kellern ward gehämmert.

„Ist es nicht“, fragte Cölestine, „als gingen sie durch eine Schlucht der Unterwelt zu dem Zauberpalar Lucifer's?“

„Welche Vorstellung!“

„Lieber Doctor, wenn man, wie ich, geraden Weges aus dem Vesuv kommt, hat man den Teufel im Leibe.“

Und dabei warf sie den Kopf so eigenthümlich bachantisch zurück . . armer Adolf, du schautest wie ein Verzückter auf die Hexe!

Nun waren wir an der Schwelle des hellen Hauses „Gerettet!“ scherzte sie. „Den schönsten Dank meine

Herren!" — „Gute Nacht!" — „Gute Nacht! Darf ich hoffen: auf Widersehen?" Dies Wiedersehen, kokett zwischen Adolf und mir getheilt, war ihr letztes Wort, doch eine zierliche Verneigung, ein Lächeln — dann war sie hinter der Thür verschwunden.

Wir traten schweigend den Rückweg an. In dem Flur, der jetzt für uns, da wir das Licht hinter uns hatten, noch dunkler war, stieß ich mit dem Arm gegen eine Gestalt, die dort regungslos stand.

„Pardon", sagte eine tiefe Stimme.

Es war der Fremde.

„Was will der?" fragte Adolf, als wir das Portal erreicht hatten, mich schüttelnd, mit einer vor Erregung zitternden Stimme.

Diese Frage kam mir doch verzweifelt naiv vor. „Du bist ein Narr", entgegnete ich. „Was ein russischer Edelmann um diese Stunde bei einer Tänzerin will! Er hat sie bei einer Flasche Champagner erwartet . ."

„Und die Geschichte von Herodias?"

Ich faßte seinen Arm, und wir stiegen wieder zu den Freunden hinab. So wie ein Fastnachtsscherz fing diese seltsame Geschichte an.

Zweites Kapitel.

„Sie ist ein Engel! Titania im Mondschein tanzend! Tausendmal schöner als die Nymphen des Horaz! Ein anbetungswürdiges Mädchen!“ Und so weiter in der Sprache der Verliebten und der lyrischen Dichter. Damit kam Adolf einige Tage später zu mir in das Zimmer gestürzt. Er hatte Cölestinens „Auf Wiedersehen!“ für eine Einladung genommen und war zu ihr gegangen. Ihr wißt ja, was Schiller allgültig sagt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“ Das Herz, das er in dem Flur des Gespensterhauses schon halb an sie verloren hatte, war bei diesem Besuche ihr ganz unterthänig geworden. Was sie gesprochen, war geistvoll, was sie gethan, entzückend gewesen. Und wie hatte sie erst ausgesehen! Die mediceische Venus war dürftig und häßlich neben ihr. Wie gut, daß uns kein Bild der schönen Helena aufbewahrt geblieben ist,

es würde sonst schlecht um den Ruhm ihrer Schönheit stehen . . .

„So viel Tollheit um eine Tänzerin!“ schwebte es mir als moralischer Einwand auf der Zunge, als der erste Sturm der Schwärmerei über mich dahingebraust war, und er nach einem Zündhölzchen suchte, sich seine Cigarre wieder anzustecken, aber ich schwieg. Ist es nicht gleichgültig, ob ein Heilige oder eine Sünderin diesen schönen Rausch, den wir erste Liebe nennen, entzündet? Es lag wie Morgensonnenschein des Glücks auf Adolf's Stirn, er fühlte sich gehoben und beneidete keinen Alexander um die Eroberung der Welt. Vielleicht hätte der ältere Freund bei alledem nicht den jüngeren sich kopfüber in das Meer der Leidenschaft stürzen lassen sollen, wäre es nur nicht so undankbar, Liebende zu warnen! Von den geträumten Wundern der Leidenschaft zur Erkenntniß ihrer Nichtigkeit — Keinem bleibt dieser Schritt erspart. Glücklich, wer stirbt, ehe er entzaubert und enttäuscht worden.

Adolf war in der Stimmung, die sich mit einem Aufenthalt in einem Bücherzimmer nicht verträgt, er drängte in's Freie. Arm in Arm schlenderten wir nach dem Thiergarten. Es war ein mildsonniger Nachmittag — ein Tag auf der Grenzscheide zwischen Winter und Frühling. Die Bäme alle noch kahl, phantastisch ihre

nackten Zweige und Aeste ausstreckend, aber doch wie von einem Hoffnungsschimmer überflogen, der vom mattblauen Himmel herabwehte; in dem schwarzbraunen Erdreich der Blumenbeete steckten Crocus, Schneeglöckchen und Narzissen ihre Köpfchen schüchtern zum Sonnenlicht empor. In den großen breiten Baumgängen war ein buntes Gewimmel von Menschen, auf der Fahrstraße rollten Wagen, sprengten Reiter hin und her.

Unsere Unterhaltung drehte sich selbstverständlich um die einzig Eine — oder, der Wahrheit angemessener, seine Rede, denn ich kam gar nicht zu Worte.

„Ich langweile Dich", sagte er zuletzt, „allein ich habe Dir doch auch eine Neuigkeit aufgespart."

„Nur nicht die Aufführung eines neuen Ballets."

„Nein, nein! Etwas Anderes, Merkwürdiges, Seltsames! Denke Dir, in Cölestinens Zimmer hängt eine Herodias . . ."

„Was?" fuhr ich zusammen. „Eine — Leonardo's Herodias?"

„Dieselbe."

„Und Du hast nicht gefragt, wie das Fräulein in den Besitz dieses Gemäldes gekommen ist?"

„Wie sollt' ich! Da hatte ich doch anziehendere Dinge mit ihr zu besprechen!"

„Ja so! Und Du weißt nicht, ob das Bild alt oder neu ist?“

„Als ob ich dafür Augen gehabt! Ich betrachtete das Bild flüchtig und mußte lachen, mir fiel Deine Geschichte ein. Uebrigens hat der Johanneskopf eine Aehnlichkeit — hm, eine Aehnlichkeit . .“

„Lasse doch die Aehnlichkeit, nichts ist trügerischer. Suche lieber zu erfahren, ob dies dasselbe Bild ist, das vor Jahren so viel Lärm und Unruhe im Hause hervorrief.“

„Willst Du mich oder Cölestine gruselig machen?“ lachte er. „Höre, höre, Du bist am Ende unter die Spiritisten und Geisterklopfer gegangen und bist ein Medium, wie . . .“

„Wie . . ?“

„Wie unser Russe, dessen Antlitz mit dem Haupte des Täufers, wenn Du ihn von der linken Seite anschaust, eine schlagende Aehnlichkeit hat.“

„Bist du toll?“ wollte ich fragen, aber er sah mich, ehe ich noch den Mund öffnen konnte, mit einem Blicke an, der mich beunruhigte und erschreckte. Freilich, ich mag nicht weniger verdutzt gewesen sein, als er; es war doch, als ob plötzlich eine boshafte Hand einen Strahl eisigen Wassers auf unsere Köpfe ausgegossen hätte. Zum Glück beobachteten uns die Spaziergänger

nicht, ein schöneres Schauspiel fesselte ihre Aufmerksamkeit. Von zwei prächtigen Schimmeln gezogen, flog der zierliche mit blauem Atlas ausgeschlagene Wagen Cölestinens dahin: sie hatte so viel zu grüßen, zu nicken und zu lächeln und war nebenbei, was ihr Niemand verargen wird, so sehr mit sich selbst und ihrer Schönheit beschäftigt, daß sie uns, die wir in der Mitte des Weges gingen, gar nicht bemerkte. Anders war es mit dem Reiter, der in einiger Entfernung im mäßigen Trab seines Pferdes ihr folgte. Er erkannte uns gleich mit seinen großen, tiefliegenden Augen und zog mit vollkommener Artigkeit den Hut.

Als wir den Gruß erwidert hatten, wandte ich mich zu Adolf: „Und in diesem Gesicht willst Du eine Aehnlichkeit mit dem Haupte des Johannes entdecken? Weißt Du, daß es schlimm mit Dir steht, wenn Du die Tänzerin durch einen gleichen Schleier siehst?"

„Ach, was verstehst Du davon", unterbrach er mich ärgerlich; es blieb dahingestellt, ob meine Bemerkung oder der Anblick des Russen ihn verdrossen habe.

Eine Weile schritten wir schweigend dahin.

„Du glaubst", hob er dann wieder an, „daß ich wie ein Gimpel in's Netz laufe! Daß eine Kokette ihr Spiel mit mir treibt!"

„Ich glaube gar nichts, als daß Du verliebt bist

und die Dinge dieser Welt von der tragischen Seite nimmst."

„Dieser Russe ist unausstehlich, er verfolgt sie überall . . ."

„Merkwürdig! Wider ihren Willen?"

„Für Deinen Spott ist nachher noch immer Zeit, erst lasse mich ausreden. Es ist ein Herr von Fehmar; ein Livländer, von altem Adel, und wegen seines Reichthums und seiner guten russischen Gesinnung am Hofe zu Petersburg hoch angesehen."

„Und eine Tänzerin ist ihm dennoch gram? Da muß ein ganz absonderliches Aber dahinter stecken."

„Gewiß, Du wirst es sogleich hören. Er hat Cölestine im vergangenen Frühjahr bei ihrem Gastspiel in Petersburg zum ersten Male gesehen und will sie seitdem bekehren."

„Bekehren? Wozu denn? Gehört er einer russischen Secte an?"

„Er hält den Stand einer Tänzerin für gottlos und möchte sie daraus befreien. Eine Dame aus seiner Verwandtschaft, für die er als heranwachsender Knabe eine schwärmerische Verehrung gehegt, ist nämlich an demselben Tage vor zwanzig Jahren gestorben, an dem Cölestine geboren ward . . ."

„Dann wollen wir fünfundzwanzig Jahre sagen."

„Meinetwegen dreißig!“ rief er ungeduldig. „Fehmar leidet nun an der fixen Idee: die Seele seiner Verwandten sei in Cölestinen wiedergeboren, er habe die Pflicht, sie aus der Verderbniß und Unsittlichkeit des Theaters zu retten. Wie ihren Schatten schleppt sie ihn mit sich herum und kann ihn nicht abschütteln. Wenn Du sie näher kennen würdest, wenn Du es in Deiner satyrischen Laune für werth hieltest, ein solches Herz kennen zu lernen — ach! sie ist sehr unglücklich!“

Bedenklich und verstimmt schüttelte ich den Kopf und rüstete mich im Geist zu einer langen Rede, in der ich dem Freunde all' das Widersinnige seiner Erzählung aufdecken und ihm den Fischschwanz seiner Melusine zeigen wollte. Allein das Geschick hatte es anders beschlossen. Wir trafen auf Bekannte, die sich uns anschlossen, dann schlug die Stunde, in der Adolf in seinem Bureau in der Maschinenfabrik sein mußte: wir schieden. Ich irrte noch eine Zeit lang allein im Park umher, voll Unmuths, das Abenteuer wollte mir nicht aus dem Sinn. In der romantischen Geschichte des Freiherrn von Fehmar sah ich nur eine Erfindung Cölestinens. In Petersburg war ihr der livländische Cavalier angenehm gewesen, sie hatte sich seine Huldigungen gefallen lassen, in Berlin, nach einem Jahre, wurde ihr das Verhältniß unerträglich. Er schien eine verschlossene, tiefange-

legte Natur zu sein, nicht Willens, das Mädchen leichten Kaufs aufzugeben: aus Furcht vor ihm wagte sie nicht ganz mit ihm zu brechen und suchte nur allmählig die Fesseln abzustreifen. Dazu kam ihr Adolf gelegen. Eine neue Liebe beschäftigte sie und vertrieb vielleicht den lästigen Ritter. Um Adolf über ihre wahren Beziehungen zu Fehmar zu täuschen, erfand sie die wunderliche Fabel, die sie selbst zugleich mit einem mystischen Schimmer umkleidete. So legte ich mir in meinen Gedanken die Sache zurecht. Es that mir leid um Adolf, aber er war nicht in der Laune, Widerspruch gegen seine Angebetete zu dulden, und am Ende, wußte ich so gewiß, was in dem wetterwendischen Herzen Cölestinens vorging? Ob sie ihn liebte, ob sie ihn betrog: die Zeit allein konnte darüber entscheiden. Ueberhaupt was ist mehr dem Irrthum ausgesetzt, als das Urtheil über Menschen und ihre Handlungen! Immer sind wir geneigt, ihrem freien Willen bei ihren Thaten einen großen Antheil zuzuschreiben — und was ist freier Wille?

Adolf gehörte einer angesehenen und altbegüterten Bürgersfamilie der Stadt an. Rasch hatte er sich in der Maschinenfabrik, in die er eingetreten war, als Ober-Ingenieur das Vertrauen seines Principals erworben. Er war wohlhabend, unabhängig so durch sein Vermögen wie durch sein Talent, in blühender

Jugend, mit seiner schlanken, kräftigen Gestalt, seinen blauen Augen und blonden, lockigen Haaren eine gefällige Erscheinung, die nicht leicht übersehen werden konnte: am wenigsten von den Frauen, die seine Bescheidenheit, sein ritterliches Wesen noch mehr als die Männer bezauberte. Wir hatten uns zufällig auf einer Reise kennen gelernt und Gefallen an einander gefunden. In ihm war noch ein unberührtes Herz, ein idealischer Aufschwung, der inmitten seiner durchaus praktischen Berufsthätigkeit um so eigenthümlicher wirkte. Wenn einer vom Glück und von der Natur so ausgestattet ist, so kann im Grunde nur ein Misanthrop, wie ich einer bin, von einer Liebschaft mit einer Tänzerin Unheil für ihn befürchten. Und doch war mir bei alledem nicht wol zu Muthe. Das Unheimliche und Unerklärliche, das nun doch einmal trotz des Spottes des gesunden Menschverstandes um uns und in uns webt, spielte in Adolf's Liebe, wie es mich bedünken wollte, eine gefährliche Rolle. Ich schalt mich aus, daß ich mit meiner Erzählung die Veranlassung zu dem ganzen Abenteuer gegeben, und mußte dann wieder lachen: ich war der Bethörte, der Gespenster sah, wo der Freund im frischen Jugenddrang nur ein rosiges, lächelndes Mädchen, eine Eroberung erblickte.

Später, als ich beabsichtigt, kehrte ich heim. Mit

einigem Erstaunen gewahrte ich, an dem Hause hinaufblickend, wie es so meine Gewohnheit ist, in meinem Zimmer Licht. An der Vorthür meiner Wohnung kam mir der Diener entgegen: ein Herr, der sich nicht habe abweisen lassen, erwarte mich seit einer halben Stunde.

Gedankenlos fragte ich ihn mit halblauter Stimme: „Was ist es denn für ein Mann?"

Man soll nichts auf Ahnungen geben! In der Schilderung des Dieners war Herr von Fehmar nicht zu verkennen.

Bei meinem Eintritt erhob er sich von dem Stuhl und kam mir ohne Befangenheit, mit einer Höflichkeit, der schwer zu widerstehen war, entgegen.

Ich mußte seinen Gruß wol in mehr als kühler Weise erwidert haben, denn er sagte: „Dieser ungewöhnliche Schritt meinerseits, Herr Doctor, mein Eindringen in Ihre Häuslichkeit ist ebenso befremdend, wie verletzend. Seien Sie versichert, daß ich es nicht gewagt hätte, wenn ich nicht im Voraus schon, bei Ihrer Güte und Vorurtheilslosigkeit meiner Verzeihung sicher gewesen wäre."

Was blieb mir übrig, als auf die Schmeichelei mit einer Verbeugung zu antworten und ihn zu bitten, wieder Platz zu nehmen. Gestehe ich es nur, ich war selbst neugierig geworden, den Zweck dieses überraschenden Besuches zu erfahren.

„Ich bin ein Herr von Fehmar, ein Livländer, ein Freund der Natur und vielleicht allzu eifrig bemüht, in ihre Geheimnisse zu dringen und den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu suchen“, begann er nicht ohne eine leise Ironie.

Also doch, dachte ich. Sollte eine Tänzerin einmal die Wahrheit gesagt haben? Hatte ich es hier mit einem Medium, mit einem richtigen Geisterseher zu thun?

Ich hielt es nicht für nöthig, auf diesen Eingang anders als durch ein leichtes Neigen des Kopfes zu antworten.

„Vor einigen Tagen gestatteten Sie mir eine Anecdote aus Ihrer Jugendzeit mit anzuhören — Sie entsinnen sich, daß ich Sie einige Mal in unpassender Weise unterbrach, meine Erregung riß mich hin. Eine Thatsache aus Ihrer Geschichte berührt den innersten Nerv meines Lebens. Jenes Bild, das damals unter der Dienerschaft Ihres Hauses einen solchen Schauer erregte, das Ihr Vater von einem jungen Maler als Bezahlung einer Schuld annahm . . . können Sie mir Näheres darüber mittheilen? Ist Ihnen vielleicht, da die Erzählung all' Ihre Jugendeindrücke wieder lebhafter in Ihrer Seele aufgefrischt hat, auch der Name jenes Malers wieder eingefallen?“

„Leider, Herr von Fehmar, kann ich in keinem

Punkt Ihren Fragen genügen. Das Bild selbst ist mir nicht aus der Erinnerung entschwunden, weil es mir einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte und mir zwei Jahre lang vor Augen war. Nach jener Spukgeschichte nahm es der Vater aus dem Billardzimmer und hing es, obgleich die Mutter widersprach und es am liebsten verkauft hätte, in seinem Arbeitszimmer auf. Als er starb, setzte die Mutter die Wirthschaft nicht weiter fort und ließ die Einrichtung verkaufen. Die Herodias erlitt dasselbe Schicksal und fiel mit ihren Geheimnissen unter den Hammer des Auctionators. Lange nachher wandte sich einmal das Gespräch zwischen der Mutter und mir auf jene alten Geschichten: da erfuhr ich, was ich erzählte."

„Höchst sonderbar!" sagte Fehmar und stützte den Kopf in die Hand. „Höchst sonderbar! denn dies selbe Bild, das Sie vor mehr als dreißig Jahren verkauften, hängt jetzt in demselben Hause, in dem Salon des Fräuleins Cölestine — einer Dame, die ich hochschätze. Noch mehr, sie hat das Bild von einer alten Frau gekauft, die vor ihr jene Wohnung innegehabt."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr von Fehmar, daß diese Sache doch eine sehr schlichte, prosaische Erklärung zuläßt. Das Bild mag einen hohen, künstlerischen Werth haben, ein Bilderhändler hat es

bei dem ersten Verkauf erstanden, dann ist es aus einer Hand in die andere gegangen, zuletzt in die unserer ersten Tänzerin. Daß diese für den Gegenstand des Gemäldes eine gewisse Theilnahme besitzt, ist sicherlich nicht wunderbar."

„So läuft freilich Alles auf eine Reihe gewöhnlicher Zufälle hinaus. Das ist die Weisheit dieser Welt."

„Nicht doch; es mag, nein — es wird in allen Verwickelungen einen gesetzmäßigen Verlauf und Zusammenhang geben; ohne dieses Gesetz, unter dessen Antrieb wir handeln, ohne es zu ahnen, würde von einer Weltordnung nicht mehr die Rede sein können: der Unterschied zwischen uns Beiden besteht nur darin, daß Sie diesen Dingen eine Wichtigkeit, den Schein des Wunders beilegen, während ich sie wie jeden andern Vorfall des Lebens betrachte. Seine letzte Wurzel hat jedes Wesen, hat jeder Vorgang im Dunkeln, im Unerklärlichen; wenn wir die Stufenleiter der Gedanken, Empfindungen, äußerer Anstöße und Eindrücke, die uns zu einer Handlung geführt haben, wieder hinabsteigen und gleichsam noch einmal untersuchen wollen, wir erreichen nie die unterste Stufe, sie ist in Finsterniß verborgen, wir sagen dann: das ist unsere Persönlichkeit, so ist unser Wesen."

„Und ist es nicht unsere Aufgabe, diese Finsterniß zu erhellen?“

„Mit der Fackel der Wissenschaft, gewiß: aber was Sie thun — verzeihen Sie mir diese Bemerkung Herr von Fehmar! — verdoppelt nur das Dunkel. Für Sie entspringt das scheinbar Räthselhafte der Welt nicht aus ihrer natürlichen Vielgestaltigkeit und Unendlichkeit auf der einen und der menschlichen Beschränktheit auf der andern Seite: wir sind dem All gegenüber eben wie Kinder, die nur bis zehn zählen können. Sie sind damit nicht zufrieden, sondern geben dem Seienden einen mystischen Urgrund.“

Das Gespräch verlor sich mehr und mehr in Metaphysik, wir wandelten im jenseitigen Schattenreich, wo es sich viel behaglicher leben läßt, als hienieden; wo man niemals in Gefahr geräth, seinen Fuß in den Teppich zu verwickeln und zu stolpern oder sich den Kopf an der vorspringenden Kante eines Spindes wund zu stoßen. Als wir endlich, da Keiner den Andern überzeugen konnte, daß sein Weg durch die Leere zur Wahrheit führen müsse, wieder zur Wirklichkeit, zu dem Ausgangspunkt unserer Unterhaltung, dem Herodiasbilde, zurückgekehrt waren, sagte er: „Vernehmen Sie nun noch eins und dann schelten Sie mich einen Träumer. Der Maler jenes Bildes war ein junger Livländer:

eine meiner Verwandten hatte ihn ausbilden lassen, er hat mehrere Jahre in ihrem Hause in Dresden gelebt; als sie nach Riga heimreiste, wollte er ihr folgen, er hatte eine rasende Leidenschaft für sie gefaßt, aber sie war verheirathet und verbot ihm, sie wiederzusehen. Er ist dann in Berlin geblieben und hat ein schlimmes Ende genommen. Jenes Bild hat er auf ihre Veranlassung gemalt. Ist mein Staunen nun nicht auch in Ihren Augen gerechtfertigt?"

Mit einer gewissen Schadenfreude weidete er sich an meiner Verlegenheit. Doch entsprang sie nur zum Theil aus der Verwunderung über seine Mittheilung, mich beschäftigte vielmehr seine eigene Persönlichkeit, seine Beziehung zu der Bestellerin des Bildes, seine Schülerliebe zu ihr und die merkwürdige Fortpflanzung dieser Jugendschwärmerei in der Leidenschaft für eine Tänzerin. Und dieses Wissen um seine Vergangenheit und die Geheimnisse seines Herzens machte mich ihm gegenüber befangen, er stand gleichsam entblößt vor mir da.

Noch einige nichtssagende Worte meinerseits: er ergriff seinen Hut um zu gehen. Jetzt, wo wir uns dicht gegenüber standen, erschien mir sein Gesicht wie von einem Schleier umzogen, seine Augen hatten einen metallischen Glanz, seine ganze Gestalt strömte wie ein magnetisches Fluidum aus — thörichte Einbildungen,

die auch nur meine Stimmung anzeigen sollen! Ich war schon trotz meines Sträubens unter dem Bann des Phantastischen. Noch einmal brachte er seine Entschuldigungen vor, mir eine Stunde geraubt zu haben, ich schmeichelte nicht, als ich entgegnete: ich gäbe mich der Hoffnung hin, daß es nicht die letzte sein würde, die wir mit einander verlebt; als er sich rasch auf den Absätzen umdrehte und in französischer Sprache mit einem so scharfen und schneidenden Ton, wie ich ihn seiner Stimme kaum zugetraut, fragte: „Vergebung, ich sah Sie im Park mit einem jungen Manne gehen; ist dieser Herr Adolf Ihr Freund?"

„Mein guter und lieber Freund!" betonte ich ebenfalls.

„Er ist noch jung. Ein Wort von Ihnen wird Einfluß auf ihn haben. Es ist nicht gut, daß er Fräulein Cölestine aufsucht. Eine arme Motte, die in's Licht fliegt!"

Ich wollte etwas erwidern, aber er drückte mir mit einem seltsamen Lächeln die Hand und öffnete die Thür.

„Dummkopf", schlug ich mich vor die Stirn. Das also war des Pudels Kern. Dieser Herr von Fehmar hatte offenbar eine diplomatische Laufbahn hinter sich. Nicht Erkundigungen aus dem Geisterreich zu holen,

der Zweck seines Kommens war nur der gewesen, durch mich einen Nebenbuhler einzuschüchtern, der ihm bei Cölestine gefährlich zu werden drohte. Der Doctor, mochte er im Fortgehen sich gesagt haben, weiß nun, was ich für ein Mann bin und daß in diesem Punkte nicht mit mir zu spaßen ist. Er warne den jungen Laffen, meine Pistolen sind bereit!

Bei allen ehrlichen Gespenstern, von dem Geiste, den Brutus bei Philippi sah, bis zu dem guten alten Manne, der den Geist des alten Hamlet auf unserer Bühne mit so viel Würde spielte — die Geschichte hatte allen transcendentalen Schimmer verloren und schien in dem groben Materialismus eines Zweikampfes, zehn Schritt Barriere, enden zu wollen.

Drittes Kapitel.

„Lieber Freund!

„Du bist ein trockner Philister geworden und hast unter Deinen Büchern Deine Jugend vergessen. Oder Du bereitest Dich zu einer politischen Rolle vor. Glück zu, nationalliberaler Canditat der satten Bourgeoisie und der Moral. Es lebte die Freiheit, die Schönheit, Cölestine! Nein, die Kunst ist nicht dazu da, Mädchenpensionate zu entzücken oder besser, hinter's Licht zu führen. Ja, ja, es mag Alles eitel sein, mit Deinem Salomo und mit Deinem Schopenhauer . . . Aber sie liebt mich, sie liebt mich! Verstehst Du Das noch? Welch' ein Tag war der gestrige! Sind wir, wie Du behauptest, in der Liebe wirklich nur die betrogenen Narren der Natur, o lasse mich diese Narrenjacke ewig tragen, Natur!

In vierzehn Tagen wird das Theater geschlossen, ich reise mit ihr nach Paris.

„Es lebt sich so herrlich, es lebt sich so süß,
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!“

„Ach, der arme Heine! Er kannte, er hatte keine Cölestine. Und welch' eine Künstlerin, welche Anmuth, Kraft und Leidenschaft! Sie tanzt Einem die Augen aus dem Kopfe und die Seele aus dem Leibe. Das ist kindischer Blödsinn, wird Deine kritische Weisheit sagen, meinetwegen! Ich fühl' es als Wahrheit. Bisher habe ich die Geschichte von dem Tanz der Herodias für eine boshafte Erfindung ihrer Feinde — jedes schöne Weib hat Feinde — gehalten, jetzt glaube ich daran. Insofern hängt das bewußte Bild in ihrem Zimmer an passender Stelle, aber ich kann es nicht leiden. Der Kopf auf der Schüssel starrt so seltsam, wie zwischen Tod und Leben, aus dem Rahmen heraus, einmal war es mir schon, als bewegten sich die Augen. Doch das war eine optische Täuschung oder eine Folge meiner Eifersucht gegen Fehmar. Eifersucht! Mir sollte der arme Livländer im Grunde leid thun, dieser Buße predigende Johannes. Nach einem heftigen Streit hat Cölestine ganz mit ihm gebrochen, und er ist aus unserm Gesichtskreis entschwunden. Er ist weder im Theater, wenn sie tanzt, noch reitet er an ihrem Fenster vorüber. Als

ob ihn die Erde eingeschluckt hätte. Vergieb mir, wenn ich Dich vernachlässige; Liebende sind eine schlechte Gesellschaft für Philosophen. Laß mich auf meine Weise glücklich sein und grolle nicht darüber. Heute hat sie das verwünschte Bild verhängt — was denkst Du, wenn man es dem Livländer zum Kauf anböte? Leb' wohl und beneide mich nicht; der Neid eines Satyrikers ist schrecklich! Ja, ja, beneide mich nur!

Dein Adolf."

Dieser Brief, der doch von ausgelassener Heiterkeit überströmte, flößte mir eine unbestimmte, tiefe Traurigkeit ein. Vergebens suchte ich diese Empfindung durch irgend einen Satz, eine Wendung der Rede zu begründen; jedes einzelne Wort schien mich Lügen zu strafen, und doch ward ich den ersten Eindruck nicht los. Seit zehn Tagen hatte ich Adolf nicht gesehen; ich hatte ihn einmal in seiner Wohnung verfehlt, und ihm darauf in einem Briefe den Besuch Fehmar's mitgetheilt, mit der leisen Andeutung, womöglich jeden Streit mit dem Livländer zu vermeiden: es sei nicht gerathen, mit einem Othello anzubinden, noch dazu wenn es sich um keine Desdemona handle. Dies Schreiben war die Veranlassung zu Adolf's Brief. Wiederholt hatte ich ihn gelesen und meine Unruhe, statt sich zu besänftigen, war größer geworden. Dies

Verschwinden Fehmar's, worüber Adolf triumphirte, ängstigte mich. Er bereitet sich zu einem schrecklichen Duell, zu einem Ueberfall, zu einer Entführung Cölestinens vor: so durcheinander wirbelten mir die Einfälle. Und am Ende war es doch nur die Neugier, wie diese Geschichte ausgehen würde, die Lust nach dem Abenteuerlichen, die in einem verborgenen Winkel des Herzens bei uns Allen sitzt, welche meine Einbildungskraft zu solchen Sprüngen bewegten. Warum hast Du noch nichts in dieser Sache gethan? rief ich mir selbst zu. Rede mit Cölestine, suche hinter Fehmar's Pläne zu kommen. Der letzte Entschluß erschien mir nach längerer Ueberlegung der vernünftigste: überdies war ich dem Livländer einen Besuch schuldig. Er hatte in einem Hause der Wilhelmstraße mit einem großen Garten eine Wohnung genommen. Dort, im Garten, traf ich ihn, in einer Beschäftigung, die meine schlimmsten Voraussetzungen bestätigte: er übte sich im Pistolenschießen. Am Ende einer Allee war, wie man es auf Jahrmärkten und in Vergnügungslokalen sieht, das Bild eines Mannes von Holz aufgestellt, und auf- und abgehend, bald aus weiterer Entfernung, bald näher tretend, bemühte sich Fehmar mit seiner Spielpistole, Arm, Auge, Herz der Puppe zu treffen. Mir fielen die Zaubereien des Mittelalters ein; die Wachsbilder, die man von seinen Feinden

verfertigen ließ, um ihnen unter Beschwörungen und magischen Formeln eine Nadel in's Herz zu stoßen; an dieser Wunde mußten jene sterben. Ich hätte mich überzeugen sollen, ob die Holzpuppe nicht eine gewisse Aehnlichkeit, wenn auch nur in den blonden Haaren und blauen Augen, mit Adolf besessen: aber Fehmar ließ es nicht zu. Hastig, als ihm der Diener, der mir voranging, meinen Namen genannt hatte, warf er die Pistole bei Seite, kam auf mich zu und führte mich, trotz meines Sträubens, in sein Zimmer hinauf.

Er war blaß und leidend, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blaue Ringe darum sprachen von durchwachten Nächten. Seine Bewegungen kamen mir langsamer vor, seine Haltung erschien hinfälliger, als die beiden Male, wo ich ihn gesehen. Sollte ihn die Leidenschaft für Cölestine, die Erkenntniß ihrer Untreue so verzehrt haben? Ich versuchte, während wir einander gegenüber sitzend von gleichgültigen Dingen redeten, die Furchen seiner Stirn, das Geheimniß seiner Augen zu enträthseln, denn zuweilen blitzte es in ihnen unheimlich auf und das ganze, sonst so stille, fast regungslose Gesicht nahm den Ausdruck einer unbezähmbaren, wilden Energie an. So in diesem Augenblick, wo er ohne Uebergang von dem Gegenstand des bisherigen Gesprächs abspringend, sagte:

„Die Geschichte unseres Herodiasbildes dürfte bald um ein neues Blatt vermehrt werden.“

Jetzt galt es auf seiner Hut zu bleiben. „In der That, will Fräulein Cölestine das Gemälde verkaufen?“

„An Herrn Adolf . . .“

„Das möchte der letzte Käufer sein; er ist kein Liebhaber von Gemälden.“

„Er hat sich da in eine Angelegenheit gedrängt, vorwitzig, unbedacht . . .“ Er vollendete nicht. „Wenn Alles mit dem Tod zu Ende ist“, sagte er vor sich hinstarrend, „und wir nicht mehr sind als ein welkes, vom Herbstwind herabgewehtes Blatt, wozu dann das Dasein?“

„Um zu arbeiten und in der Arbeit uns auszuleben.“

„Hm! Und die Freuden, die Schmerzen unserer Seele? Was sind sie?“

„Vielleicht dasselbe, was bei den Blumen der Duft, bei den Wellen der Schaum.“

„Sie sind ein Materialist . . . Nichts für ungut, Sie vermögen nichts dafür, nichts dagegen. Gewissen Naturen können sich die geistigen Elemente der jenseitigen Welt nicht offenbaren.“

„Wir Materialisten sind zu dickhäutig für die feinen Eindrücke“, sagte ich mit gutmüthigem Scherz, seine

herkulische Gestalt mit meiner Schmächtigkeit vergleichend.

Wider Willen mußte er lachen. „So meint' ich es nicht. Sie waren vielleicht näher an der Pforte des Geheimnisses, als ich, aber Sie fanden keinen Vermittler. Ich bin nicht so thöricht, um an die Geister zu glauben, die ein Master Home beschwört, wie wären wir, in leiblicher Hülle und irdischer Schwere gefangen, im Stande, reinere, ätherischere Wesen zu rufen, zu beherrschen? Darin stimmen wir Beide ganz überein, ich halte nur das Nichtsein für ein Unding. Wir sterben nicht an geistigen, nur an körperlichen Krankheiten. Warum tödtet der Gedanke des Selbstmords nicht, sondern nur die Waffe? In einer Weise, die Gott allein kennt, scheidet sich im letzten Augenblick Seele und Leib. Wo bleibt die Seele? In einem Jenseits? So ist es nicht unmöglich, daß sie auf andere Seelen, trotzdem, daß sie noch mit einem irdischen Körper behaftet sind, wirken kann. Logisch nicht unmöglich! Aus welcher Entfernung wirkt der Magnet auf das Eisen; welch' andere Dichtigkeiten, andere Massen, als in dieser Beziehung der Leib des Menschen ist, durchdringt der Strahl eines Sterns. Alle Beweise gegen die Unsterblichkeit sind lächerlich; sie fangen sämmtlich mit der Behauptung an, daß die Trennung von Seele und

Leib eine Unmöglichkeit sei, da es gar keine Seele gäbe. Das ist für Schulknaben gut. Wer in die Natur mit offenen Augen blickt, erkennt vom Kleinsten zum Höchsten einen Dualismus in ihr. Zwiespältig ist Alles, ist auch des Menschen Wesen. Sehen Sie dies Bild an", — er zeigte auf eine große, vortrefflich gelungene Photographie Cölestinens, die in schwarzem Ebenholzrahmen an der Wand hing, und seine philosophische Ruhe schlug in die heftigste Leidenschaft um — „ist es ein Engel, ein Dämon?"

„Es ist eben ein Weib, das Sie . . ."

„Nun? Das mich — ?" unterbrach er mich mit einem Aufschrei der Wuth.

„Das Sie lieben", entgegnete ich kaltblütig. „Doch schwerlich ein geeignetes Beispiel, um daran den Dualismus des Menschen zu studiren."

„Und wie habe ich sie geliebt!" rief er aus. Mein Denken, mein Empfinden, mein Handeln: Alles, Alles richtete sich auf sie allein! Sie können es in dem gleichmäßigen Verlauf eines Gelehrtenlebens nicht erfahren haben, was es heißt, ein Ideal höchster weiblicher Vollkommenheit mit sich zu tragen, durch die wüste Zügellosigkeit des Soldatenthums, das Treiben des Lagers, durch Staub und Dampf des Schlachtfeldes! Im Herzen eine süße und doch schmerzliche, eine beglückende und

doch nie gestillte Sehnsucht! Ich war kaum den Knabenjahren entwachsen, als sie starb. Sie war immer kränklich gewesen, seit ich sie kannte, aber mild und sanft, eine ätherische Schönheit, eine verklärte Anmuth. Ihr Bild begleitete mich nach dem Kaukasus, es umschwebte mich in den Schrecken von Sebastopol. Wie der Strahl aus einer schönern Welt stieg es zu mir nieder; es gab zwischen mir und dieser Seele einen unbeschreiblich wohlthuenden, tröstenden Verkehr. Kein Wort einer irdischen Sprache genügt dafür: eine Mischung von Liebe, Freundschaft, Anbetung und Entzückung... Sie verstehen mich nicht ..."

„Doch, doch!" entschlüpfte es mir. Zu verstehen war seine Schwärmerei freilich nicht, aber bis zu einem gewissen Grade wenigstens nachzuempfinden. Diese seltsame Verbindung von Krieger, Mönch und Künstler in ihm zog mich an; war dies das Holz, aus dem das Mittelalter seine Ritter und Heiligen geschnitzt?

„Sie werden mich besser verstehen", fuhr er fort, „wenn ich Ihnen bekenne, daß dieser Idealismus nun doch nicht vor den Blicken einer Tänzerin Stand hielt. Soll ich sagen, daß Cölestine für mich etwas Anderes war und ist, als die Welt in ihr sehen will? Welch' ein Tiefsinn steckt in der Lehre von der Wanderung der Seele! Alle Leidenschaften, Kämpfe, Sünden muß

die Seele in verschiedenen Formen durchmachen, ehe sie sich von der Erde zu einem andern Stern erhebt. Mir war es, als diene in Cölestine so eine an sich edle und vortreffliche Seele in den Banden der Sinnlichkeit. Ich näherte mich ihr, ich wurde vertraut mit ihr; tausend unscheinbare Dinge an ihr erinnerten mich an meine längst gestorbene Freundin; sie liebte dieselben Farben, dieselben Wohlgerüche, zuweilen hätte ich es beschwören wollen, daß sie mit derselben Stimme zu mir geredet. Dann brach wieder ihre wilde, sinnliche Natur aus und mein Ideal lag zerschmettert im Staube. Je häufiger ich sie sah, desto stärker wurde meine Liebe, der Wille in mir, sie zu erlösen."

Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und schwieg. Als er wieder aufblickte, erbebte ich leise vor Mitleid und Schauer. Nie hab' ich einen solchen Ausdruck der Vernichtung in dem Antlitz eines Lebendigen bemerkt.

„Und nun will ein Knabe kommen und sie mir rauben!" schrie er und seine Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Wuth, „ein Knabe, der sie zum Spielzeug seiner Lust entwürdigen will! Ich sollte dies dulden, ich! Eher müßten die Fibern meines Herzens einzeln zerrissen werden!"

Gewiß, es giebt auf Erden nichts Heiligeres, als

die Treue — aber hatte Cölestine sie ihm gelobt? Welch' ein Recht hatte er auf sie? Der gute Fehmar, er mochte das Jenseits so gründlich kennen, wie die Linien seiner Hand oder die ehemaligen Wälle von Sebastopol: im Diesseits war er sehr unerfahren. So schonend es ging, suchte ich ihm den Unterschied vorzustellen, den unsere Sitten, ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel, zwischen einer Ehe und einer Liebschaft festgesetzt haben. Der ernste Hintergrund des Ganzen, wenn ich an die Schieß-übungen im Garten dachte, und die Verwunderung, die sich in Fehmar's Zügen bei meiner philisterhaften Auseinandersetzung spiegelte, boten einen so drolligen Gegensatz dar, daß ich an mich halten mußte, um nicht zu lachen. Die Seelenwanderung und die Visionen beiseit, was war natürlicher, als daß Cölestine einen jungen, muntern, liebenswürdigen und reichen Mann, einem langweiligen, alternden, schwermüthigen Liebhaber vorzog, der gar keine Anstalt machte, sie zu heirathen? Es wurden zwischen uns nur wenige Worte darüber gewechselt, denn der Diener brachte einen Brief und Fehmar bat um die Erlaubniß, ihn lesen zu dürfen — indessen sie genügten mir, um mich zu überzeugen, daß die Tänzerin das Verhältniß mit ihm einzig in der Hoffnung so lange fortgesetzt habe: der vornehme, in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft sich be-

wegende Mann werde sie heirathen. Was ihn bei all' seiner Liebe verhindert hatte, ihr diese Verbindung anzutragen, war seine Sache, ihr konnte man es nicht verargen, wenn sie in einer andern Neigung Entschädigung suchte.

„Das ist zu viel, zu viel!" rief da Fehmar und zerknitterte den Brief, den er erhalten. Zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet, stand er im Gemach, mit funkelnden Augen. Nichts mehr von Träumerei und Mystik, es war etwas von einem Löwen in ihm. Ehe ich mich zu einer Frage fassen konnte, hatte er den Schrank geöffnet und aus einem Kasten einen Revolver gerissen. „Was wollen Sie thun?" Damit wollte ich mich auf ihn stürzen, er hielt mich mit dem Arm zurück. „Ruhig! Ruhig!" sagte er und steckte die Waffe in die Brusttasche seines Rocks. Auf sein Klingeln brachte ihm der Diener Hut und Mantel, einen weißen Mantel, wie ihn die östereichischen Officiere tragen.

„Sie werden sich meine Begleitung gefallen lassen müssen, Herr von Fehmar", sagte ich, alle meine Entschlossenheit zusammen nehmend, auf der Treppe zu ihm.

„Ich lehne sie nicht ab", entgegnete er kurz und hart. „Ich fürchte die Zeugen nicht."

Auf der Straße sprachen wir vom Anfang zum Ende unseres Weges kein Wort mit einander; wie oft

sich auch unsere Gedanken begegnen mochten, wir äußerten sie nicht laut. Das Ziel, dem wir zugingen, brauchte Keiner dem Andern zu sagen: es war Cölestinens Haus. Ein kalter scharfer Ostwind strich durch die Gassen und traf uns schneidend in das Gesicht. Trotz seines Mantels fror Fehmar; die Gluth des Fiebers, das in seinen Adern tobte, kämpfte gleichsam mit dem eisigen Hauch des Windes. Mir war der Gang schon recht; er beruhigt sich vielleicht, hoffte ich mit einem Blick auf meinen Gefährten und überlegte zugleich, welche Mittel, welche Möglichkeiten mir zu Gebote ständen, ihn von einer Gewaltthat abzuhalten. Vor einer Gewaltthat gegen sich selbst oder gegen Adolf und Cölestine. Die Armen, welch' schreckliche Ueberraschung drohte ihnen! Mars und Venus im Netz des Vulkan's! Kein Zweifel, man hatte sie verrathen. Längst mochte die Zofe von Fehmar bestochen sein und ihn von allen Schritten ihrer Herrin benachrichtigen. Da war nun nichts mehr zu ändern, sie mußten das Verhängniß hinnehmen, wie es kam.

Fehmar schritt schnell und weit aus, ich war außer Athem, als wir das Spukhaus erreicht. Erst als wir in dem langen düstern Flur standen, fiel es mir auf, daß er diesen Weg eingeschlagen; es wäre klüger gewesen, wenn wir von der Burgstraße her eingetreten.

Mein Erstaunen wuchs, als er eine Seitenthür im Hofe öffnete und eine dunkle Hintertreppe hinanstieg. Wollte er sich mir entziehen? Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Auf dem ersten Absatz der Treppe hielt er an, eine Thür lag uns gegenüber, er hatte den Schlüssel dazu. Ein schmaler Corridor mit Schränken an den Wänden nahm uns auf, durch ein kleines Fenster, das in der Höhe der einen Wand angebracht nach dem Hofe ging, fiel ein schwacher Schimmer des Mondes. Einmal in diesem Gange, ergriff mich eine Beängstigung, die mir die Schweißtropfen auf die Stirn trieb, und eine Erinnerung, die noch zur Vermehrung des Schauers beitrug. Dieser Corridor hatte zu unserer Wohnung gehört, wie oft hatte ich hier Versteckens gespielt oder mich mit dem Hunde gejagt! Hier schwebte, als es aus dem Billardzimmer vertrieben worden, das blutige Haupt auf und nieder. Ich ging hinter Fehmar, um jede seiner Bewegungen besser beobachten zu können. Wenn das Mondlicht im Vorüberfliehen die lange Gestalt in dem weißen Mantel streifte, der, von der Schulter herabgefallen, auf den Dielen nachschleppte, war der Eindruck in der That ein gespensterhafter. Mein Herz schlug hörbar, mein Athem ging heftig. Plötzlich stand er still, den Kopf vorgestreckt, wie Einer, der in die Ferne horcht, er machte eine Bewegung nach seiner Tasche.

Jetzt nimmt er die Waffe zur Hand, dachte ich; würde ich Kraft genug haben, seinen Arm im entscheidenden Augenblick zurückzuhalten? „Wie laut schlägt Ihr Herz", sagte er tonlos, „meines ist ganz still." Prahlhans, murmelte ich im Stillen. Unweit von uns erklang ein Clavier, eine tolle Polka aus einer Posse Offenbach's wurde gespielt. Diese Klänge, von einem fröhlichen Gelächter unterbrochen, leiteten uns weiter, am Himmel mochte eine Wolke über den Mond gehen, vor uns und um uns herrschte Dunkelheit.

Was nun geschah, wird sich niemals in alle Einzelheiten aufklären lassen. Keiner der Betheiligten war in der Lage und Stimmung, einen ruhigen Beobachter abzugeben. Fehmar, mit der Einrichtung der Wohnung auf das Genaueste bekannt, noch von der Zeit her, in der er der begünstigte Liebhaber Cölestinens gewesen, hatte geräuschlos eine Thür geöffnet: wir befanden uns in einem kleinen, zierlich eingerichteten Gemach: ein dichter weicher Smyrnaer Teppich dämpfte unsere Schritte. Eine Ampel, in einem mattgeschliffenen röthlichen Glase, verbreitete ein mildes, wohlgefälliges Halbdunkel. Es war doch, als ob man Jemand erwartete. Nebenan klang das Clavier, klangen jetzt auch Castagnetten, die Schritte einer Tanzenden Und dann eine Stimme. . „Evoë! Evoë!" Es war Cölesti-

tinens Stimme, so bacchantisch, als ob sie durch ihren Ruf die Töne der Musik zu größerer Wildheit antreiben wollte. Nun verstummt das Clavier eine Weile . . „Wie schön bist Du!“ ruft Adolf. Er ist aufgesprungen, um sie zu haschen, zu küssen. „Evoë! Evoë!“ so scheint sie ihn wieder lachend zum Flügel zurückzudrängen.

„Das Ende ist der Tod!“ spricht Fehmar und reißt eine kleine Tapetenthür, die meinen Blicken bisher entgangen war, auf.

Welch' ein Anblick! Uns, die wir in der Thür stehen, gerad' gegenüber das blutige Haupt auf der Schüssel, das Herodiasbild, in einem großen Spiegel aufgefangen! Mitten im Gemach, noch eben schwebend im Tanzschritt und jetzt wie erstarrt innehaltend, in einem grünen Sammetkleid mit goldenen Stickereien, dem nicht unähnlich, das auf dem Bild Herodias trägt, mit bacchantisch aufgelöstem, flatterndem, röthlichgoldenem Haar und halb offenem Busen, Cölestine! Mich deckt die mächtige breite Gestalt Fehmar's zur Hälfte: der Hut ist ihm vom Kopf gefallen, er hat das Aussehen einer Leiche, nur die Augen flammen. Er hebt den Arm, sieht sie die Waffe in seiner Hand? Sie wirft ihm einen Blick zu, einen dämonischen, siegesgewissen, halb frechen, halb umstrickenden Blick .. „Adolf! Adolf!“ ruft sie dann und reißt den jungen Mann

mit einer heftigen Bewegung, als er zu ihrem Schutz herbeistürzen will, zurück — der Wand zu, in der sich die Thür befindet. Sie drückt ihn mit der ganzen Kraft der Leidenschaft dagegen: will sie ihn mit ihrem Leib vor der Kugel Fehmar's schützen? Und indem versuche auch ich von hinten den Rasenden zu halten, fortzureißen . . . Da blitzt es auf, der Schuß fällt, aber die Kugel zerschmettert nur den Spiegel, genau an der Stelle, wo vor einer Secunde uns der Kopf des Johannes Baptista entgegenstarrte . . .

Und da — ein Krachen, ein entsetzlicher Aufschrei . . . Das Bild ist herabgestürzt und hat mit seinem schweren Barockrahmen das Hinterhaupt Adolf's getroffen. Bewußtlos, aus einer tiefen Wunde blutend liegt er da.

Der Haken, an dem es hing, war schlecht befestigt und hatte mit der Zeit nachgelassen; die Erschütterung, in der Alles im Gemach von dem Schusse nachbebte, hat das Ihre, vielleicht zitterte die dünne Wand, als Cölestine gewaltsam Adolf dagegen stieß: es giebt hundert natürliche Erklärungen für den Fall eines Bildes. Die Welt ist eine wohlgeordnete, vortreffliche Maschine — und wir Alle können nur mit Hamlet sagen: „Der Rest ist Schweigen.“

Nach vierzehn Tagen reiste wirklich Cölestine nach Paris — aber nicht mit Adolf, sondern mit dem Frei-

herrn von Fehmar. Adolf lag auf dem Schmerzens-lager.

Anderthalb Jahr sind seitdem vorübergegangen. Die Tänzerin hat die Bühne verlassen, man spricht in der Welt des Theaters kaum noch von ihr. Um so größeres Aufsehen macht sie als Frau von Fehmar in den Kreisen der Aristokratie zu Petersburg. Sie ist eine der frömmsten und gottesfürchtigsten Damen der Gesellschaft. Jedermann bewundert ihre Anmuth, ihre Tugend, die Geduld, mit der sie die schwermüthigen Launen ihres Gatten erträgt. Man spricht davon, daß es ihrem Einflusse gelungen sei, ihm eine hohe Stellung im kaiserlichen Rathe zu verschaffen. Gegenüber dem Nihilismus und der Zügellosigkeit, welche die vornehme russische Welt, wie der Todtenwurm das morsche Holz, durchfressen, vertreten diese beiden Gatten den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit und die Ideale im Geisterreich. Ist es dem gegenüber nicht lächerlich und boshaft, daß ich mich, so oft ich dieser Geschichte gedenke, mit dem Gedanken plage: Cölestine hätte das Abenteuer mit Adolf nur angefangen, um den transcendentalen Fehmar zu einer prosaischen Ehe zu treiben?

Und Adolf? Er ist ein armer, stiller Tiefsinniger in einer Privat-Irrenanstalt, mit halbwegs lichten Stunden, wo man mit ihm über Maschinen und Eisen-

bahnen ein vernünftiges Wort reden kann. Aber berührt niemals die Kunst; eine kindische Furcht hat er vor den Klängen eines Claviers und vor Gespenstern: der Arzt meint, er werde an dieser Furcht sterben.

So wunderlich laufen auf- und absteigend, hin und her, in- und wider einander die Lebensläufe der Menschen; wer will diese Zickzacklinien entwirren? Im Grunde, lohnte es auch der Mühe?

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.



bahnen ein vernünftiges Wort reden kann. Aber berührt niemals die Kunst; eine kindische Furcht hat er vor den Klängen eines Claviers und vor Gespenstern: der Arzt meint, er werde an dieser Furcht sterben.

So wunderlich laufen auf- und absteigend, hin und her, in- und wider einander die Lebensläufe der Menschen; wer will diese Zickzacklinien entwirren? Im Grunde, lohnte es auch der Mühe?

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Frenzel, Karl,

Geheimnisse Novellen

Bd.: 1

Leipzig (1871)